Aus
Natur und Geisteswelt
262

O. Böckel

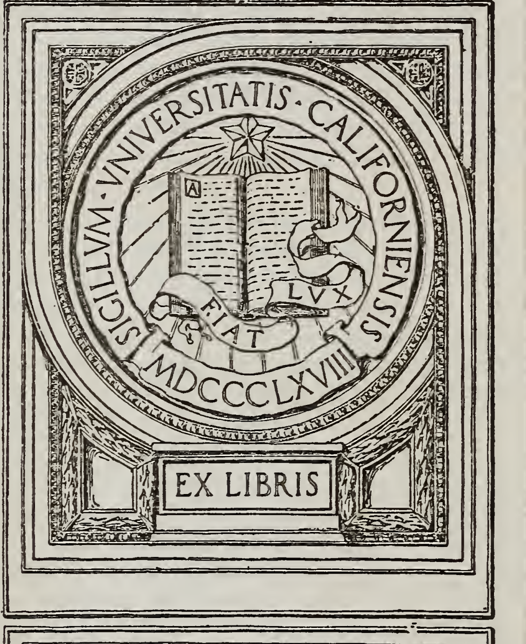
Die deutsche Volkssage

Zweite Auflage

B. G. Teubner · Leipzig · Berlin

Die Sammlung

elt“



rungen“
stunter=
n und er=
dien noch
em geistig
tnisse an
r Wissen=
k zu unter=
ern, den
ngen der

e zuver=
n Gebiete
llem auch
enen, sich
In den
Weise von
benutzend,

neben den
albfachem
stellungen
lich sind.
inen, um
usstattung
durch je
ichnet.

Leipzig, im März 1930 B. G. Teubner

Bisher sind **zur Literatur und Sprache** erschienen:

Allgemeine Literaturwissenschaft

Poetik. Von Dr. R. Müller-Freienfels. 2., überarb. u. erw. Aufl. (Bd. 460.)

Das Drama. Von Dr. B. Busse. 4 Bde. I. Bd.: Von der Antike zum französ. Klassizismus. 3. Aufl., hrsg. von Studienrat Dr. J. K. Niedlich, Prof. Dr. R. Imelmann u. Prof. Dr. K. Glaser. Mit 3 Abb. (Bd. 287.) II. Bd.: Von Voltaire zu Lessing. 2. Aufl., neubearb. von Prof. Dr. K. Glaser u. Oberstudiendir. Dr. A. Ludwig (Bd. 288.) III. Bd.: Vom Sturm und Drang bis zum Realismus. 2. Aufl. bearb. von Oberstudiendir. Dr. A. Ludwig u. Prof. Dr. K. Glaser. (Bd. 289.) IV. Bd.: Vom Realismus bis zur Gegenwart. 2. Aufl. bearb. von Oberstudiendir. Dr. A. Ludwig u. Prof. Dr. K. Glaser. (Bd. 290.)

Geschichte der niederdeutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Von Prof. Dr. W. Stammler. (Bd. 815.)

Das Theater. Vom Altertum bis zur Gegenwart. Von Prof. Dr. Chr. Gaehde. 3. Aufl. Mit 17 Abb. (Bd. 230.)

Der Schauspieler. Von Prof. Dr. F. Gregori. (Bd. 692.)

***Wörterbuch zur deutschen Literatur.** Von Oberstudienrat Dr. H. Röhl. 2., veränd. Aufl. (Teubners kl. Fachwörterbücher Bd. 14.)

Weltliteratur

Die griechische Komödie. Von Geh. Hofrat Prof. Dr. A. Körte. 2. Abdr. Mit 1 Titelbild u. 2 Taf. (Bd. 400.)

Die griechische Tragödie. Von Prof. Dr. J. Geffcken. Mit 5 Abb. i. T. u. auf 1 Taf. (Bd. 566.)

Griech. Lyrik. Von Geh. Hofrat Prof. Dr. E. Bethe. (Bd. 736.)

Ibsen und Björnson. Von Prof. Dr. G. Neckel. (Bd. 635.)

Die altnordische Literatur. Von Prof. Dr. G. Neckel. (Bd. 782.)

Ältere deutsche Literatur

Germanische Mythologie. Von Prof. Dr. J. v. Negelein. 3. Auf. (Bd. 95.)

Das Nibelungenlied. Von Prof. Dr. J. Körner. (Bd. 591.)

Die deutsche Volkssage. Übersichtlich dargestellt von Dr. O. Böckel 2. Aufl. (Bd. 262.)

Das deutsche Volksmärchen. Von Pfarrer K. Spieß. 2. Aufl., 2. Abdruck. (Bd. 587.)

Das deutsche Volkslied. Über Wesen und Werden des deutschen Volksgesanges. Von Studienrat Dr. J. W. Bruinier. 7., verb. Aufl. (Bd. 7.)

Deutsche Volkskunde im Grundriß. V. Prof. Dr. K. Reuschel.
I. Teil. Allgemeines. Sprache. Volksdichtung. Mit 3 Fig. i. T.
II. Teil. Sitte, Brauch und Volksglaube. Sachliche Volkskunde. (Bd. 644/45.)

Minnesang. Die Liebe im Liede des deutschen Mittelalters. Von Studienrat Dr. J. W. Bruinier. (Bd. 404.)

Aus Natur und Geisteswelt
Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen

262. Band

Die deutsche Volkssage

Übersichtlich dargestellt

von

Dr. Otto Böckel

Zweite Auflage
Unveränderter
anastatischer Abdruck



Verlag und Druck von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin 1922

Inhaltsverzeichnis.

Seite

I. Das Wesen der deutschen Volkssage 1

1. Begriff: Volkssage u. Volkskunde, Lokalisierung, Wandersagen 1
2. Die Grenzen der deutschen Volkssage 7
3. Entstehung und Überlieferung 9

II. Der Inhalt der deutschen Volkssage 17

1. Mythische Sagen: Älteste mythische Vorstellung 19

Belebung der Natur: Waldgeister, Wassergeister, Feldgeister und Hausgeister 20
Seelenglaube 26
Halbmythische Wesen: Riesen, Zwerge 29
Christianisierte Mythen: Der Teufel, Vorstellungen vom Ende der Welt 34

2. Sagen mit geschichtlichem Hintergrund 37

a) Die Geschichtsauffassung der Sage 37
b) Einzelne Sagengruppen . . 40

Die deutsche Kaisersage 40
Schlachtfeldsagen 50
Burgensagen 51
Kirchen, Klöster und Denkmäler 54
Sagenhelden 57
Fürstensagen 58
Wappen- und Schildsagen . . . 60

c) Neuere Sagenbildungen . . 62

3. Natursagen 65

a) Einfluß der Landschaft auf die Sagenbildung 65

Gebirge und Wälder 66
Seen und Moore 69
Das Meer 70

b) Gewittersagen 72

Nebelsagen 73
Wetter und Wind 75

c) Die Jahreszeiten in der Sage 78
d) Die Tierwelt in der Volkssage 79

Haustiere, Werwölfe, Katzen, Schlangen, Kröten.

e) Sondererscheinungen . . . 83

Erratische Blöcke, Felsen . . . 83
Quellen, Bäume und Pflanzen.

f) Die Tageszeit in der Sage 86

Mittagszauber.

4. Zauber- und Schatzsagen: Zauberer, Vampirismus, Mahr, Hexen, „Aberglaube", Schätze 86
5. Sage und Volkssitte: Das Familienleben in der Sage. Wohltätigkeit gegen die Armen. Ein gerechter Fürst. Treue und Glaube. Das Leben im Recht . . . 92

Legenden 100

6. Humor in der Sage: Schildbürgerstücke, Ortsneckereien, Eulenspiegel 102

III. Quellen der deutschen Volkssage 104

Alte Quellen. Schriftsteller des 16. und 17. Jahrhunderts. Die Romantik. Neuere Sagensammlungen.

IV. Der Wert der Volkssage für unser Volk 109

Sage und Heimatskunde. Heimat und Vaterland.

V. Eine einheitliche kritische Sagensammlung 116

Jakob Grimms Urteil. Mündliche Sammlungen. Dialekt.

VI. Schluß: Gefahr im Verzug 119

Sachregister 121

Vorwort zur ersten und zweiten Auflage.

Leitwort: „Auf daß der tief verschüttete Grund unserer Anschauungs- und Denkweise wieder blühend und hell werde wie ein sonnenwarmer Frühlingsanger." Panzer.

Leser! Komm, schlag das dichte Gebüsch auseinander und folge mir in den Märchenwald der deutschen Volkssage.

Sprich kein Wort, sonst lösest du des Zaubers Bann und alles schwindet im Nu! Siehst du die altbemoosten Steine, auf denen sich die goldig-grüne Eidechse behaglich streckt, die gewaltigen Farrenblätter, durch die sich die gelbgezeichnete Otter windet — hier ist der Sage Reich.

Ein Vogel ruft von fern, sonst ist alles still, weihevoll still. Die Sonnenstrahlen spielen huschend auf dem von hohem, welkem Laub bedeckten Boden und auf den gewaltigen Baumstämmen, die mit ihrer geborstenen von tiefen Rissen durchzogenen Borke wie alte Recken mit vernarbten Wunden aussehen. Andachtsvoll rauschen die Wipfel.

Laß uns lauschen! Wir stehen auf heiligem Boden. Hier in der weltfernen grünen Einsamkeit schlafen die Helden der Vorzeit, Germanenfürsten und Germanenkrieger, denen die Welt zu eng war, hier schlummern sie im schmalen Erdgelaß, und nur ein verwitterter Feldstein zeigt ihre Ruhestätte an. — Aber ihr Geist lebt noch.

Rauschte nicht eben etwas im tiefen Walde? Ist einer der Schläfer erwacht? Im dichten Unterholz wispert's und raunt's, die Sträucher bewegen sich und weiße Lichter flattern einher: die Geister des Waldes schweben durch ihr Revier. Ein Schauer heiliger Vorzeit weht um uns; wenn sie sprechen könnte, diese dunkle Scholle germanischer Grabeserde, was würde sie uns verkünden von Kampf und Sieg, von Meerfahrt und Wettersturm, von Gebrest und Sterben!

Steh still, Freund, und atme Vergangenheit! Wie duftet die schwarze Erde, wie rauscht's plötzlich durch die Kronen der uralten Eichen; der Zauber ist gelöst. Wenn jetzt das alte Germanenschwert,

das hier im Grabe modert, wieder frisch geschliffen emporführe zum Licht, das wäre ein gewaltiger weitleuchtender Blitz, der den Donner auslöste, daß weithin die in schwüler Luft befangene Welt erbebte.

Wunderbarer Zauber waltet im Walde der deutschen Volkssage.

In vorliegender Arbeit ist eine Sichtung und Verarbeitung des weitschichtigen und sehr ungleichartigen Sagenstoffes versucht worden. Viel, sehr viel bleibt noch zu leisten; doch ist der erste Spatenstich getan. Viele freudige Arbeiter werden mein Werk fortsetzen. Möge mein Buch dazu beitragen, den dichterischen und ethischen Gehalt der deutschen Volkssage weiteren Kreisen unseres Volkes nahezubringen; in der Volkskunde wohnt erlösende Kraft![1])

Die vorliegende zweite Auflage ist gründlich gesichtet; auf Wunsch des Verlegers sind die Anmerkungen gekürzt worden.

Alle, die meine Heimatbestrebungen fördern wollen, bitte ich höflichst um ihre Adresse.

Michendorf (Mark), Winter 1908. (2. Aufl. Winter 1913/14.)

Dr. Otto Böckel.

---

1) Weitere Aufschlüsse enthalten meine Bücher:
Deutsche Volkslieder aus Oberhessen. Marburg (Hessen), Elwert.
Psychologie der Volksdichtung. Leipzig, B. G. Teubner. Zweite Auflage.
Handbuch des deutschen Volksliedes. Marburg (Hessen), Elwert.
Dorfbilder aus Hessen und der Mark. Gießen (Hessen), Emil Roth.
Seelenland. Michendorf (Mark), Dr. Böckel Selbstverlag. 2 Mark.

I. Das Wesen der deutschen Volkssage.

1. Begriff und Art.

Was ist eine Sage?

Um diese Frage richtig zu beantworten, muß man die Entstehung der Sagen sich vergegenwärtigen: eine Sage entsteht, wo ein rätselhafter Vorgang die Aufmerksamkeit eines Menschen erregt. Sagen entstehen in der Geschichte, in der Natur, im täglichen Leben.

Die Sage will Geheimnisvolles erklären. Die gangbarste Form dieser Erklärung ist die Erzählung. Der Begriff Sage läßt sich also dahin auslegen: eine Sage ist eine Erzählung, die eine bestimmte geheimnisvolle Tatsache erklärt. Eine Volkssage ist die Sage, welche Anschauungen zur Erklärung benutzt, die im Volke allgemein umlaufen. Kennzeichen der echten Volkssage ist ihre Schlichtheit: von einfachen Leuten erdacht, bleibt sie im Rahmen volksmäßiger Sprache und Denkart. Die Volkssage ist ein Teil der Volkskunde; sie gehört nach Professor Strack zu den „geistigen Äußerungen, die aus dem natürlichen Zusammenhang eines Volkes unbewußt hervorgehen und durch ihn bedingt sind". Die Volkssage reiht sich also den übrigen Erzeugnissen des Volksgeistes, dem Volkslied, dem Volksmärchen, dem Volksglauben gleichberechtigt an. Sie hat mit diesen Zweigen der Volkskunde manches gemeinsam, unterscheidet sich aber von jedem durch so viele Eigenheiten, daß man sie sehr wohl gesondert darzustellen vermag. Ehe wir der Volkssage näher treten, müssen wir die viel umstrittene Frage: „Was ist Volk im Sinne der Volkskunde?" klarzulegen suchen. Man hat gemeint, Volk bedeute nur die Masse, d. h. den vulgus, den Pöbel. Nichts ist irriger als diese Auffassung. Mit dem Pöbel hat die Volkskunde nichts zu schaffen; der Pöbel kennt weder Volksgesang noch Volkssage noch sonst etwas Edles: der Pöbel frönt nur seinen schlechten Leidenschaften. Diese Erklärung des Begriffes „Volk" ist verfehlt. Ebenso verfehlt ist aber auch die Auffassung, als sei Volk so viel als Nation. Dem Begriff Volk im volkskundlichen Sinne haftet kein politischer Beigeschmack an.

Für den Begriff Volk ist vielmehr lediglich die Sprache und die Denkform als Bindemittel maßgebend. — Es gibt im Völ-

kerleben zwei Entwicklungsstufen: Naturvolk und Kulturvolk. Jene ist die ursprünglichere, diese die künstlich geschaffene Lebensform; jene bildet sich im unmittelbarsten Verkehr mit der Natur, diese nach geschriebenem Recht und Sitte; jene denkt in der assoziativen Denkform (weil ja auch in der Natur das Nacheinander herrscht), diese mit dem reflektierenden Verstande.

So scheiden sich beide Entwickelungsstufen klar voneinander: beide können nebeneinander hergehen, Kulturvölker leben neben Naturvölkern, ja in demselben Volke können Bevölkerungsschichten auf dem Naturniveau zwischen anderen Schichten, die auf dem Boden der Kultur stehen, leben. So erklärt sich die Tatsache, daß wir neben dem Volkslied (dem Lied der Naturvölker) zur selben Zeit die Kunstdichtung bei demselben Volk erblicken. Ebenso finden wir neben der Geschichtschreibung die Volkssage im Volk lebendig. So erklären sich scheinbare Widersprüche oft ganz von selbst.

„Wenn wir die psychische Assoziation in den Mittelpunkt des Begriffes ‚Volkskunde' stellen," sagt Professor E. Mogk, „so erklärt sich vielerlei, was man bisher als Tatsache angenommen, aber noch nicht zu deuten versucht hat. Zunächst folgt hieraus, daß heute der Bauernstand oder sagen wir richtiger: die Stände, die ihre Beschäftigung in der freien Natur haben, den meisten Stoff zu volkskundlicher Forschung bieten. Denn bei ihnen überwiegt infolge ihrer Bildung und ihrer Beschäftigung in der Natur die assoziative Denkform. Ganz dasselbe ist bei den Kindern der Fall, die namentlich für Lied und Spiel einen reichen volkskundlichen Stoff gewähren. Von den beiden Geschlechtern hat das weibliche entschieden mehr Neigung zur assoziativen Denkweise als das männliche; hieraus erklärt sich, daß wir bei ihm gewisse Äußerungen des Volkstums (Aberglaube, Volkslied usw.) mehr gepflegt finden als beim männlichen Geschlechte. Die zunehmende Bildung, d. h. logische Schulung des Verstandes, drängt die psychische Assoziation immer mehr zurück. Infolgedessen gewähren höher gebildete Völker oder Stämme weniger Material zur Volkskunde als Völker niederer Kulturstufe. Unstreitig ist die allgemeine Bildung der ärgste Feind alles dessen, was wir als Äußerungen der Volksseele in diesem Sinne aufzufassen pflegen."

So weit Professor Mogk: seine Auffassung geht dahin, daß wir unter Volkskunde die Kenntnis des geistigen Lebens der Naturvölker zu verstehen haben. Aus dieser grundsätzlichen Auffassung ergibt sich für die Volkssage die Folgerung, daß wir in ihr einen Teil des Geistesschatzes der Naturvölker und zwar die münd-

lichen Erzählungen, soweit sie sich an bestimmte Örtlichkeiten erklärend anknüpfen, zu erblicken haben.

Der Ausdruck „Sage“ selbst oder gar „Volkssage“ ist nicht volksmäßig, das Volk nennt solche Überlieferungen schlechtweg „Geschichten“. In Sachsen und Thüringen bezeichnet man die Sagen als „Gespräch“ oder auch als „Märchen“. Wo das Volk noch im Naturzustande lebt, gilt die Sage als unanfechtbare Tatsache: das Volk glaubt daran, ganz einerlei, ob der Inhalt der Sage an sich sinnfällig ist oder nicht. In diesem Sinne ersetzt die Sage dem Naturvolk vielfach die Geschichte. Die Sage entsteht durch mündliche Mitteilung, wird lediglich im Gedächtnisse bewahrt und mündlich fortgepflanzt. Die Überlieferung der Sagen im Volksmund zeigt manche Schwächen, die einer mündlichen Tradition anhaften: Erzählungen werden mit fremdartigen Bestandteilen von Sagen durchsetzt. So entstehen Gebilde, die durch scheinbare Widersprüche den Beurteiler verwirren und den Glauben erwecken, die Volkssage sei voll lächerlicher Fabeleien. Wir sehen hier einen ähnlichen Vorgang, wie man ihn beim Volksliede beobachten kann, wo ebenfalls Texte durch fremdartige Einschiebsel entstellt werden.

Ein Beispiel bietet die Kyffhäusersage vom schlafenden Kaiser, der mancherlei Sagen von Schätzen in der Tiefe des Berges angefügt wurden, die ursprünglich nicht dazu gehörten.

Die Sagenbildung ist vielfach beherrscht von dem Gesetz der Akkumulation, demzufolge sich an solche Sagen, die noch im Volke lebendig sind, durch das Ausspinnen von Einzelheiten andere halb verklungene und nicht mehr verstandene Überlieferung ansetzt.

Mehr als Lied und Märchen trägt die Sage die Farbe der Landschaft, in der sie entstand, mit der sie fortlebte. Bergsagen können sich nur im Gebirge bilden, wo die Einsamkeit der Höhen die Einbildungskraft beschäftigt, während die Poesie der Meersagen nur der Küstenbevölkerung verständlich ist.

Der Grundgedanke ist derselbe, ob der wilde Jäger verdammt über den Hochwald reitet und jagt, oder der gespenstische Seemann im Geisterschiff „wabert“, aber in der Art der Ausführung der Sage ist der Unterschied der Ursprungslandschaft wohl zu erkennen. Ein Flachland, von vielen Seen und Mooren durchzogen, hat eine anders zusammengesetzte Sagenwelt als z. B. der Harz.

Dieser Einfluß der Landschaft auf die Sage läßt sich bis in bezeichnende Einzelheiten hinein verfolgen. Einige Beispiele mögen

dies dartun: Im hessischen Vogelsberg fährt der wilde Jäger auf dem Schneeschlitten, wie es dort im kalten schneereichen Winter üblich ist. — Recht bezeichnend ist die Grundstimmung, die einzelne verbreitete Sagenstoffe in verschiedenen Landschaften gefunden haben, z. B. die Sage vom wilden Jäger. In Waldgegenden ist der wilde Jäger ein Förster (Hackelberg), in den Alpen ist er ein Riese, in der Flachlandschaft ein Teufel. Häufiger als in Thüringen begegnet man in Franken der Nixensage; die geräuschlosen Flüsse, die stillen Weiher und Seen des Landes begünstigen sie; ihr Vorwalten ist charakteristisch für Ebenen und sanft gehügelte Landstriche.

Auch die Eigenart des Menschenschlags ward Veranlassung zur Sagenbildung: in einer Gegend des Harzes gab es auffallend viele verkrüppelte Menschen. Daher bildete sich die Sage, daß dort früher zahlreiche Zwerge gehaust hätten, die ihre verkrüppelten Kinder als „Wechselbälge" gegen die Kinder der Landbevölkerung vertauschten.

Viel Erinnerung an Taten der Vorzeit steckt in den Flurnamen der Gewanne, Namen, die bis jetzt noch wenig beachtet wurden, obwohl in ihnen mehr Geschichte fortlebt, als die Chronisten früherer Jahrhunderte aufzuzeichnen der Mühe wert erachteten. Die ältere Geschichte des Dorfes lebt in den Flurnamen der Feldmark, sie sind das Archiv des Dorfes. Um sie zu deuten, ist es notwendig, aus Akten die möglichst älteste Form festzustellen. Da ergibt sich mancher Schluß auf geschichtliche Begebnisse, auch manche Sage wird erst dann richtig verständlich. Der verstorbene Professor Arnold hat aus solchen Orts- und Flurnamen viel Erkenntnis über Vorgänge der deutschen Urzeit gewonnen. Eine umfassende genaue Sammlung deutscher Flurnamen würde auch der Sagenforschung ersprießliche Dienste leisten.

Neben den Ortssagen gibt es Wandersagen, Erzählungen, die von verschiedenen Örtlichkeiten erzählt werden. Dahin gehören z. B. die Sagen von den treuen Weibern, die, als ihnen der Belagerer freistellt, mitzunehmen, was sie tragen können, ihre Männer auf dem Rücken davontragen. Meist verknüpft man diese im 12. Jahrhundert aufgezeichnete Erzählung mit der Burg Weibertreu bei Weinsberg, doch wird sie auch von vielen anderen Burgen Deutschlands und der Schweiz berichtet. Nach dem Salischen Gesetze war den abziehenden Besiegten gestattet, so viel mitzunehmen, als sie auf dem Buckel zu schleppen vermochten. Offen-

bar ist im Anschluß an ähnliches Gewohnheitsrecht ein solcher Fall von Weiberlist einmal irgendwo tatsächlich vorgekommen, ist weitererzählt worden und hat sich im Volksmund als Tradition lokalisiert fortgepflanzt.

Das Mittelalter war ein Freund derartiger guter Schwänke, die von allerhand fahrendem Volke von Dorf zu Dorf getragen wurden. Zu diesen Wandergeschichten gehörte auch die vom Salomonischen Urteil. Sie hat sich im Harz lokalisiert im Volksmunde erhalten.

Eine andere Wandersage ist folgende, die sich an einem romantischen Winkel Kurhessens angesiedelt hat: In alten Zeiten residierte auf der Kesterburg (dem Christenberg im hessischen Burgwalde) ein König, der einst von seinen Feinden hart bedrängt und belagert ward. Oft wollte der König den Mut verlieren und den Widerstand aufgeben. Allein seine Tochter, welche die Sehergabe besaß, richtete ihn immer wieder mit den Worten auf: „Vor dem Feind braucht dir nicht zu bangen, solange der Wald nicht kommt gegangen.“ Als sie jedoch eines Morgens von der Burg ausschaute, da nahten die feindlichen Scharen mit grünen Büschen in den Händen. Darüber erschrak die Königstochter gar sehr, denn sie erblickte in diesen Maien eine Erfüllung ihres Gesichtes und riet darum nun ihrem Vater: „Vater, gib dich gefangen, der grüne Wald kommt gegangen!“ Infolgedessen ward die Verteidigung der Burg aufgegeben. Die Tochter eilte selbst in das feindliche Lager und erhielt freien Abzug verwilligt mit allem, was sie auf einen Esel packen, selbst tragen und an der Hand führen könne. Dies waren nun ihr Vater und ihre Mutter sowie die besten Kleinodien. Man erkennt sofort in dieser hessischen Sage eine internationale Wandersage, deren bekanntester Vertreter im „Macbeth“ seine Verkörperung gefunden hat. Der Sage zugrunde liegt eine Kriegslist, die irgendwo ein Feldherr anwendete, um eine feindliche Burg zu überrumpeln, wobei alte Prophezeiungen vom wandelnden Walde geschickt benutzt wurden.

Auch die Schwimmersage, die Erzählungen von dem Liebespaar, das durch einen See getrennt ist, sich aber trotzdem zusammenfindet, weil der Liebende kühn entschlossen den (oder die) See durchschwimmt, der Leuchte zu, die ihm das liebende Mädchen entzündet, dies uralte Leandermotiv findet sich als Wandersage lokalisiert vor.

Eine viel vorkommende Wandersage ist die vom Glockengießer, der seinen Gehilfen oder Lehrling im Jähzorn erschlägt, weil

er ohne seine Erlaubnis eine prächtige Glocke goß. Diese Sage findet sich auf Rügen, in Attendorn (Westfalen), in der Mark, Schleswig-Holstein, Breslau, im Hildesheimischen und an anderen Orten.

Eine weit verbreitete Sage enthält auch die Erzählung vom Binger Mäuseturm, in dem Bischof Hatto von Mainz den Mäusen zum Opfer gefallen sein soll. In dieser Fassung wird die Sage zuerst am Anfang des 14. Jahrhunderts erwähnt. Älter ist wohl ihre Lokalisierung in Merseburg, wo sie als im Jahre 1012 vorgefallen ein Chronist (Thietmar †1018) berichtet. In Köln wurde die Sage vom Bischof Adolf (um 1112) erzählt, in Straßburg vom Bischof Wilderolf (†999) und seinem Nachfolger Alawic (†1001), in Osnabrück vom Bischof Gottfried (†1363). In Bayern, Österreich und der Schweiz findet sich die Sage ebenfalls, auch dort mit bestimmten Örtlichkeiten und Personen verknüpft.

Die durch ein im 16. Jahrhundert weit verbreitetes Volkslied vom Grafen von Rom bekannte Sage von der treuen Gattin, die ihren in türkischer Sklaverei schmachtenden Gemahl als Harfnerin verkleidet erlöst, ist auf der Burg Tannenberg an der hessischen Bergstraße lokalisiert worden.

Zu den Wandersagen scheint auch Tells Apfelschuß zu gehören, den auch ein älteres, dem 16. Jahrhundert angehöriges Lied verherrlicht. In Ditmarschen fand sich folgende sagenhafte Überlieferung: In den Zeiten König Christierns I. wohnte ein reicher Mann, Henning Wulf, im Kirchspiel Wewelsflet und hatte einen Hof mit vielen Ländereien in der Dammbucht. Als die Leute in der Marsch sich gegen den König empörten und ihn nicht anerkennen wollten, ward er ihr Hauptmann und Anführer. Weil der König aber mit großer Macht heranzog und die Hamburger ihm halfen, wurden die Marschleute geschlagen und Henning Wulf mußte fliehen. Da verbarg er sich in einem Rethschallen, und niemand wußte ihn zu finden. Aber sein treuer Hund war ihm nachgelaufen, und da er ihm nicht in den Sumpf folgen konnte, ward er sein Verräter. Man holte den Henning Wulf heraus und brachte ihn zum König, und da dieser wußte, daß er von allen der trefflichste Schütze sei, befahl er ihm höhnisch, seinem einzigen jungen Sohn einen Apfel vom Kopfe zu schießen; gelänge es ihm, solle er frei sein. Henning Wulf mußte gehorchen, holte seinen Bogen und seinen Knaben und tat glücklich den Schuß, hatte aber vorher einen zweiten Pfeil in den Mund genommen. Da fragte ihn der König, für wen dieser Pfeil bestimmt sei, und Henning antwortete, wenn er seinen Sohn

getroffen hätte, sei der Pfeil für den König selber gewesen. Da erklärte ihn dieser in die Acht, und Henning mußte fliehen; sein Land aber ward eingezogen und muß bis auf diesen Tag noch schwere Abgaben tragen und heißt „das Königsland“. Man zeigt auch noch das Haus, wo Henning Wulf gewohnt hat. In der Kirche zu Wewelsflet soll ein Gemälde, das schon im 16. Jahrhundert erwähnt wird, den Apfelschuß Wulfs verherrlicht haben. Wahrscheinlich ist auch hier, daß das betreffende alte Bild Veranlassung gab, eine nordische Wandersage in Ditmarschen zu lokalisieren.

Wie derartige alte Gemälde Sagen einbürgern, zeigt eine sächsische Sage: In der St. Jakobskirche bei Großenhain hing ein Bild, das die verbreitete Legende vom geretteten Pilger darstellte, der unschuldig gerichtet am Galgen lebendig blieb. Dieses Bild hat eine Sagenbildung veranlaßt, die auf eine Lokalisierung der alten Pilgerlegende hinausläuft.

Vereinzelt wurden christliche Heiligenlegenden als Sagen lokalisiert: Vom Lebamoor in Hinterpommern erzählt der Volksmund, daß dort ein Lindwurm gehaust habe, dem alljährlich ein junges Mädchen als Opfer dargebracht wurde. Dieser Lindwurm wurde von einem Husaren mit Namen George durch einen Lanzenstoß getötet. Diese Volkssage ist die christliche St. Georgs-Legende mit lokaler Färbung. Bei Imendorf (Schwaben) liegt der „Georgsrasen“, dorthin verlegt eine Lokalsage den Kampf des Heiligen mit dem Lindwurm. In Volkach am Main und Marktbreit, wo Bilder des heiligen Georg zu sehen waren, hat der Volksmund den Drachenkampf als Sage lokalisiert. Das gleiche geschah in der Lausitz.

2. Die Grenzen der deutschen Volkssage.

1. Wenn ich von deutscher Volkssage spreche, so meine ich die Volkssage aller deutschsprechenden Stämme.

2. Aus dieser Festlegung des Begriffes ergeben sich die Grenzen der deutschen Volkssage: sie gehen im Norden hinauf bis zum Sitze selbständiger skandinavischer Völker, die ihre eigene Sprache und Art bewahrt haben; hier ist die Reichsgrenze im wesentlichen auch Sprachgrenze. Im Osten dagegen bleibt das deutsche Sprachgebiet weit hinter der Reichsgrenze zurück: slawische Völker bewohnen die Grenzlandschaften, und ihre Gebiete reichen (mehrfach germanisiert) weit ins Reich hinein. Das wendische Gebiet bildet auch heute

noch eine stattliche Enklave im Herzen Deutschlands. Dagegen greift im Süden das deutsche Sprachgebiet wieder weit über die politischen Schranken des Reiches hinaus. Bis ins südliche Krain (Herzogtum Gottschee) erstreckt sich deutsche Sprache und deutsches Wesen. Tirol, Salzburg, Kärnten, Steiermark sind großenteils, Ober- und Niederösterreich ganz deutsches Sprachgebiet; Böhmen, Mähren, Österreichisch-Schlesien haben starke deutsche Minderheiten und Sprachinseln, hier sind volkskundlich reiche Gebiete erschlossen worden: das Kuhländchen (Mähren), das Egerland usw. Jenseits der Leitha ist ebenfalls noch viel (freilich zu wenig gekanntes) deutsches Sprachgebiet: im ungarischen Berglande, im Banat und vor allem in Siebenbürgen gedeiht nicht bloß deutsche Sitte, auch deutsche Sage ist dort daheim (Friedrich Müller, Sagen aus Siebenbürgen. Kronstadt 1857). In der Schweiz steckt viel, erstaunlich viel von deutscher Sage, der Aargau hat sich dank seinem emsigen Erforscher Rochholz als reiches Fundgebiet erwiesen. Im Westen läuft die Sprachgrenze dem Elsaß entlang neben der politischen Grenze: der Elsaß ist reich an deutschen Volkssagen. Weniger ergiebig war seither Lothringen, wo viel deutsches Wesen, allerdings gemischt mit französischem, sich vorfindet. Die Sagengrenze läuft dann im Westen weiter ins Land der Flamen hinein, wo sich unzählige Berührungspunkte mit deutscher Volkskunde finden, und umfaßt einen wesentlichen Teil der Niederlande. Hier ist in Lied und Sage viel deutsches Gut anzutreffen. Unser Rundblick in großen Zügen erweist ein weit größeres Gebiet für die deutsche Volkssage als das Deutsche Reich.

Aus diesen Umrissen ergibt sich, daß bei Betrachtung der deutschen Volkssage gewisse mit Slawen durchsetzte Gebiete auszuscheiden bzw. mit Vorsicht zu behandeln sind. Man muß deshalb die böhmischen Sagenschätze mit großer Vorsicht benutzen; auch die reiche Volksüberlieferung der Wenden scheidet aus, ebenso die der Masuren und Litauer, sowie die polnische Volkssage. Sicher sind alle diese slawischen Stämme von deutschen Ideen beeinflußt, doch bedarf es sehr eingehender Einzeluntersuchungen, um solchen Einfluß festzustellen und den geistigen Besitz an Eigensagen gerecht zu verteilen. Am schwierigsten ist die Grenzfeststellung in Gebieten, wo Slawen bereits sprachlich germanisiert sind, aber noch Sagen aus slawischer Vorzeit besitzen. Eine gründliche Scheidung der ursprünglich wendischen Vorstellungen von den deutschen wäre eine höchst verdienstvolle, aber sehr umfassende Arbeit, da die

(bereits germanisierten) wendischen Vorposten bis nach Mitteldeutschland hinein vorgeschoben waren.

Immerhin verbleibt auch nach Abzug aller fremdartigen Sagen eine sehr achtungswerte Masse deutscher Volkssagen, die selbst nach Ausscheidung aller Wiederholungen sich auf mehrere tausend beziffert, ein völkisches Erbgut, auf das unser Volk stolz sein kann.

3. Entstehung und Überlieferung der deutschen Volkssage.

Alle Volkssagen verdanken ihr Entstehen greifbaren Wahrnehmungen: jeder Volkssage haben stets Tatsachen zugrunde gelegen, die das Volk in seiner Weise zu deuten suchte.

Die beiden sagenbildenden Faktoren sind also Wahrnehmungen und Erklärungen. Die Volkssage ist deshalb eng verknüpft mit ihrem Gegenstande, sie entbehrt der freien Beweglichkeit, die z. B. dem Märchen eigen ist. Die Wahrnehmungen können seelischer Art sein: Beobachtungen, die ein einzelner inmitten der Natur gemacht hat oder gemacht haben will, suggestive Erscheinungen, die sich in der Seele namentlich einsamer Menschen bilden. Von dieser Art sind z. B. viele Sagen von der Sprache des Wassers, vom Klingen versunkener Glocken, vom Getöse der wilden Jagd, vom Gesang unerlöster Geister usw. Hier liegt Beeinflussung des Tonempfindens vor. Unter dem unmittelbaren Einfluß der Natur und ihrer das Gemüt erregenden Einsamkeit hört der Naturmensch Töne, die in Wirklichkeit nicht existieren. Er vernimmt Töne und bildet aus seiner Wahrnehmung die erklärende Sage. Zahllos sind die Sagen von Glocken, die in Seen, Flüssen, Sümpfen versunken, zu gewissen vom Zauber geweihten Zeiten klingen. Allüberall in deutschen Landen kehren solche Sagen wieder: man hat also unter den verschiedensten Verhältnissen die gleiche Suggestion empfunden. Dieselbe Erscheinung bieten uns gewisse Farben- und Lichterscheinungen. Grauweißer Nebel hat Vorstellungen von Geistertänzen erweckt, helle schwankende Strahlen mögen die Erscheinung mancher weißen Dame oder Jungfrau in einem einsamen Wachtposten oder Wanderer ausgelöst haben. Die Suggestion ist mächtig in der Sage. Doch erklärt sie nicht alles, es haben sicher auch greifbare Tatsachen bei Bildung der Sagen mitgewirkt. Ich will hier eine Reihe solcher Tatsachen, denen wir Sagen verdanken, anführen.

Da sind zunächst auffallende Erscheinungen in der Natur: Was Luftspiegelungen in phantasiebegabten Gemütern an Bildern entstehen lassen, davon gibt eine Zeitungsnotiz aus dem Jahre 1854 ein anschauliches Bild; sie entstammt der „Kölnischen Zeitung" und lautet:

„Am 22. Januar wurde bei Büderich — einem Dorfe an der Chaussee zwischen Unna und Werl (Reg.-Bez. Arnsberg) — ein imposantes Phänomen (Luftspiegelung) beobachtet und mit der Sage von einer bevorstehenden Völkerschlacht am Birkenbaum in Verbindung gebracht. Tatsächlich ist durch Vernehmung einer großen Anzahl von Augenzeugen festgestellt, daß am 22. Januar um die Zeit, wo sich die Sonne zum Untergange neigte, von der Anhöhe Schlückingens — einem isoliert stehenden Hause — ein immenser Heereszug nach dem Schafhauser Holze sich fortbewegte. Bückte man sich zur Erde, so konnte man unter dem Bauche der Pferde hinweg bis zum fernen Horizonte hinsehen, die Bewegungen der Pferde deutlich wahrnehmen. Auch Infanterie konnte man in großer Menge und das Blitzen ihrer Musketen genau sehen. Derselben folgte ein unabsehbarer Wagenzug, welchem die Kavallerie sich anschloß, die nach dem Dorfe Hemmerde abschwenkte. Die Uniform der Kavallerie war weiß. Als das Fußvolk im Schafhauser Holze und die Kavallerie sich vor demselben befand, verschwammen die Bäume in einen dichten Rauch. Mit dem Untergange der Sonne verschwand das höchst interessante Schauspiel."

In einer Wasserhose, die am 20. Juni 1858 bei Bonn auftrat, erblickte die Phantasie des Volkes einen gotischen Turm, der sich senkrecht wie Silber glänzend erhob. „Kein Steinmetz vermag so wunderschöne Blumen und Schnörkel zu hauen, wie der Turm trug," hörte man die Leute, die dies Naturschauspiel erblickt hatten, versichern. So mag aus aufsteigenden Nebelbildungen manche Sage von Geisterkirchen entstanden sein.

Das „Wafeln" versunkener Städte wird auf Luftspiegelungen zurückgeführt. Die Sagenbildung wird außerordentlich begünstigt durch die große Zahl von wüsten, verlassenen und zerfallenen Ortschaften, die es allenthalben in Deutschland gibt. So hat z. B. das Belziger Land mit nur 14,2 Quadratmeilen nicht weniger als 65 „Wüstemarken", zerstörte Wohnplätze, aufzuweisen. An solches zerstreute Gemäuer knüpft die Volkssage allerhand Erzählungen an. Derartige einsame geheimnisvolle Plätze sind wie geschaffen zu Tummelplätzen der Geister. Vielfach ist von solchen Dörfern kein

Stein mehr vorhanden, ihr Name haftet nur noch am Gelände, aber die Sage kennt sie und weiß zu erzählen von vergrabenen Schätzen, die dort „blühen“. Diese Vorstellung ist so lebendig, daß sie noch während des letzten Deutsch-Französischen Krieges in Oberhessen Schatzsagen zeitigte.

Alte Bauwerke geben reichen Stoff zu Volkssagen. Der Hang des Mittelalters zu symbolischer Ausschmückung und zur Anbringung von mancherlei Bildwerk an Gebäuden hat die Sagenbildung sehr gefördert. Das Geheimnis, das solchen Schnitzereien und Wahrzeichen innewohnte, hat Erklärungen geradezu herausgefordert, und diese Deutung hat das Volk wie üblich in erzählender Sage gegeben. So manches Uhrwerk des Mittelalters, das mit Figuren verbunden war, die mit dem Ausholen des Hammers zum Schlage in Aktion traten, hat der Sage Stoff gegeben. Seltsam geformte Windfahnen hat die Sage sinnig erklärt: so entstand die Geschichte vom Wildschützen, der den Neuner in die Windfahne des Frankfurter Eschenheimer Turmes schoß und dadurch seine Freiheit gewann.

Denkmäler, namentlich solche, die mit allegorischen Gestalten geschmückt sind, sucht die Sage durch Geschichten zu erklären. Das Berliner Denkmal des Großen Kurfürsten hat zu solchen sagenhaften Deutungen Veranlassung gegeben. Einen besonderen Anreiz zur Sagenbildung gaben die vielfach vorkommenden mittelalterlichen Künstlerscherze, karikierte Figuren usw. an Kirchen. Die Sage hat viele derselben mehr oder weniger sinnig gedeutet.

Alte Rechtssymbole, z. B. die Rolandstandbilder, deren Zweck vom Volke vergessen war, regten, da man ihr Dasein erklären wollte, zur Sagenbildung an. Man erklärte die Standbilder als Denkmäler tapferer Helden, und da bekannt war, daß Rolande in mehreren Städten standen, so erfand man die Sage, daß es zwölf Brüder des Namens Roland gegeben habe, die sich im Kriege ausgezeichnet hätten.

Irgendeine auffallende Erscheinung genügt, um den Hang zur Sagenbildung zu wecken. An einem Hause waren als Zierat zwei Pferdeköpfe angebracht. Die Sage erzählt zur Erklärung folgende Geschichte: Einem grundreichen Bauer in einem Vogelsberger Dorf starb zu seinem großen Leidwesen die Frau und wurde „aufrichtig“ (öffentlich) begraben. Weil aber der Mann sie sehr liebgehabt hatte, konnte er keine Stunde und Minute die Gedanken an sie loswerden. Als er nun eines Abends ganz betrübt in der Ofen-

ecke saß und um sie weinte, hörte man drei starke Schläge an die Haustüre. Da sandte der Mann seinen Knecht hinaus, daß er sehe, was das zu bedeuten habe. Dieser kam gleich wieder zurück und war weiß unter der Nase und zitterte am ganzen Leibe. „Herr," sagte er, „unsere selige Frau steht draußen und begehrt Einlaß." — „Was schwatzest du da für Zwerchheiten (Verkehrtheiten)?" antwortete der Mann, „das ist ebensowenig wahr, als meine zwei Schimmel eben zum Laweloch (Bodenloch) herausgucken." Doch was geschah? Auf einmal ging es trapp, trapp die Treppe hinauf, die Stubentür fuhr auf, und die tote Frau trat leibhaftig herein. Die Schimmel guckten aber wirklich zum Laweloch mit ihren Köpfen heraus.

Th. Fontane in seinen „Märkischen Wanderungen" (I, 87) berichtet einen treffenden Fall von Sagenbildung: „In einer Kirche der Mark war ein Bildnis, das zwei Kinder darstellte; die Sage behauptet, beide seien gemeinsam ertrunken. Nähere Nachforschungen ergaben, daß die Todestage der Kinder mehrere Jahre auseinander lagen. Nur der Umstand, daß beide auf einem Bild dargestellt sind, hat die Sage veranlaßt."

Ein Bild des heiligen Hubertus, das vor der Stadt Recklinghausen stand, erweckte folgende Sage vom wilden Jäger: Der Jäger Goi ist ein so leidenschaftlicher Jäger gewesen, daß er selbst der hohen Festtag nicht geschont, und als er einmal am Stillen Freitag auf der Jagd gewesen und nichts hat erjagen können, gesagt hat, er müsse heute noch ein Wildpret haben und sollte es ein Hirsch mit einem Kruzifix sein. Da ward ihm sein vermessener Wunsch sogleich erfüllt, und ein schöner Hirsch mit mächtigem Geweih und zwischen demselben ein Kruzifix hat vor ihm gestanden. Doch auch das hat ihn nicht wankend gemacht, er hat losgedrückt, und das Tier ist zusammengesunken. Als aber das Blut aus der Wunde geströmt, da ist Reue über ihn gekommen, und er hat es mit der Hand zurückhalten wollen; aber nun ist es zu spät gewesen, und er muß darum ewig jagen.

Die Sitte früherer Jahrhunderte, Waffen und ähnliche Andenken als Trophäen in Kirchen zu stiften, hat der Sage viel Stoff gegeben. Der Degen in der Kirche zu Blankensee, das Schwert, das an der Außenseite der Liebfrauenkirche in Halberstadt hängt, sind Gegenstände der Sage geworden. Viele Sagen dieser Art sind wohl erloschen, als man diese schöne Sitte abschaffte.

Aus Grabdenkmälern und Epitaphien las das Volk mancherlei heraus, was es ohne das Vorhandensein solcher Grabsteine und

Inschriften nicht erfunden hätte. Grabsteinsagen sind sehr zahlreich. Einem Grabdenkmal, das den Edeln mit seinen zwei Frauen darstellt, ist die verbreitete Sage vom Grafen von Gleichen entsprungen. Dergleichen sagenhafte Ausdeutungen von Grabsteinen kehren öfter wieder. Bilder von Verstorbenen zum Andenken in Kirchen aufgehängt regten zu Sagen an, so das Bild eines toten 15jährigen Mädchens in der Husenkirche bei Salzungen, das der Volksmund als Braut bezeichnete und in diesem Sinne mit Sagen ausschmückte. Wie ein symbolisches Tier von der Sage gedeutet wird, davon zeugt folgende Sage, die an das Grabdenkmal des Ritters Hermann von Harras in der Thomaskirche zu Leipzig anknüpft: Der Grabstein stellt ihn ganz geharnischt auf einem gebeugten Löwen stehend dar und gibt seinen Todestag als Lichtmeß 1450 an. Man erzählt nun folgende Ursache des Löwenattributes. Harras war in fremde Lande in den Krieg gezogen, währenddessen hatte seine Braut sich mit einem anderen verlobt, und der Teufel soll ihn davon unterrichtet und versprochen haben, daß, wenn er sich ihm zu eigen geben wolle, er ihn noch vor Vollziehung der Ehe nach Leipzig schaffen werde. Harras willigte ein unter der Bedingung, daß auch sein getreuer Löwe ihn begleiten dürfe; er legte sich darauf auf dem Löwen zum Schlafen nieder; in Leipzig angelangt, weckte ihn der Löwe durch sein Gebrüll, so daß er die Heirat noch verhindern und seine Braut selbst heimführen konnte.

So mögen geheimnisvolle Nischen in den Wänden alter Schlösser und Klöster die Veranlassung zu mancher Sage von lebendig eingemauerten Menschen gewesen sein. Als Beispiel diene die Sage vom steinernen Bild zu Konradsdorf (Oberhessen): Im alten Nonnenhaus zu Konradsdorf ist eine tiefe Nische in der Mauer, und auf der anderen Seite ihr gegenüber steht das Bild einer Nonne mit zwei Kindlein. Damit hat es nach der Sage folgende Bewandtnis: Als Konradsdorf noch ein Frauenkloster war, lebte in einem benachbarten Ort ein junges und schönes Mädchen, welches einen Geliebten hatte, den es gern geheiratet hätte. Die Verwandten gaben dies aber nicht zu und steckten sie heimlich in das Kloster. Nachdem ihr Geliebter sie lange und vergeblich gesucht hatte, erfuhr er endlich ihren Aufenthalt, und wußte sich Mittel zu verschaffen, in stillen Abendstunden mit ihr zusammenzukommen. Da wurde sie Mutter und gebar zwei Kinder. Als so ihr Geheimnis offenbar ward, sollte sie zur Strafe von ihren Kindern getrennt und eingemauert werden. Sie bat aber, man möge doch ihre Kinder bei ihr lassen, und so wurde

sie mit denselben in der großen Nische eingemauert und auf der anderen Seite ihr und ihrer Kinder Bild in Stein ausgehauen aufgestellt.

Seltsame Brunnenfiguren, deren ursprüngliche Bedeutung vergessen war, hat die Sage neu gedeutet, z. B. den Ritter auf dem Marktbrunnen zu Vacha.

Ausgrabungen vorzeitlicher Menschenknochen, Waffen, Geräte, die der gemeine Mann sich nicht erklären kann, haben Sagen gezeitigt. So erzählte Kuhn, ein alter Mann aus Steinfurt: „In alter Zeit haben hier herum viel Heiden gewohnt; von denen hat man immer noch erzählt, daß sie die Alten, welche über 60 Jahre zählten, totgemacht und in viele kleine Stücke gehackt, diese in große Töpfe getan und ein Lämpchen hineingesetzt haben. So haben sie sie dann in die Erde gegraben, wo man solche Töpfe noch heutzutage häufig ausgräbt." Derart hat sich aus den Fundstücken aus der Heidenzeit die Sage gebildet, daß die germanischen Vorfahren ihre alten Leute getötet hätten — eine geschichtlich nicht nachweisbare Behauptung.

Aus Funden alter Knochen, die von ausgestorbenen großen Tierrassen herrühren, entstand manche Riesensage. Auf dem Molkenmarkt zu Berlin hängt an einem Hause heute noch eine „Riesenrippe". Solche Rippen hingen auch in Jerichow und Werben.

Auch das Vorhandensein rätselhafter Bücher fremdsprachlichen oder sonst unverständlichen Inhalts hat in dem gemeinen Manne Vorstellungen erweckt, die sich zu Sagen gestalteten. Hierher gehört das angebliche Zauberbuch auf dem Rathause zu Belgard, ebenso die an Ketten liegende Bibel auf dem Schlosse Suckow, in der sich alle sieben Bücher Moses befinden. Diese fälschlich dem Moses zugeschriebenen Zauberbücher (6. und 7. Buch) erscheinen oft in der Volkssage. Wer Bücher besitzt, erscheint in der Sage leicht als Zauberer oder Hexenmeister. Bedenkt man die heilige Scheu vor aller Druckerschwärze, die dem Naturmenschen innewohnt, so ist es leicht verständlich, daß naive Gemüter in jedem alten Folianten ein Zauberbuch erblicken konnten.

Ein Beispiel, wie leicht sich aus geheimnisvollem Gebaren Sagen entwickeln, bietet die Loge. Durch ihre mysteriösen Zeremonien hat die Freimaurerloge viele Sagen veranlaßt. Im Braunschweigischen werden noch heute viele derartige Sagen erzählt. Die Freimaurer gelten dort als Teufelsgesellschaft, unter ihrer langen Tafel liegt der Teufel in Gestalt eines großen schwarzen Hundes.

Alle Jahr muß ein Logenbruder sterben, worüber das Los entscheidet. Noch mehr erzählt man sich in Hinterpommern: In dem Dorfe Kleschinz lebte früher ein Gutsbesitzer, der war ein Freimaurer. Zur Loge fuhr er stets in einer mit vier Rappen bespannten Kutsche. Einmal, als er wieder nach Stolp gereist und die Dienerschaft daheim guter Dinge war, hörte man auf dem Hofe ein furchtbares Gerassel; man glaubte, der Herr fahre vor, und alles stürzte heraus. Aber es war niemand zu erblicken, nur ein gewaltiges Rauschen in den Wipfeln der Bäume ließ sich vernehmen. So wurde die Dienerschaft öfter während der Abwesenheit ihres Herrn aufgeschreckt, und es entstand der Glaube, daß der Herr ein Doppelgänger sei. Die Loge ist, wie sich die Leute erzählen, ein Gebäude mit lauter schwarztapezierten Stuben. Nur Eingeweihte haben Zutritt. In der Mitte der einen Stube steht ein schwarzer Sarg, in welchen sich derjenige legen muß, der in den Orden aufgenommen werden will; dann werden ihm mehrere Teller vorgesetzt, in welchen sich Geldstücke befinden, und er muß nun mit verbundenen Augen zugreifen. Tastet er in den Teller mit den Goldstücken, so hat er alle Morgen die berührte Münze unter seinem Kopfkissen, die ihm natürlich der Böse selbst dorthin schafft, und er ist ein reicher Mann. Hat er aber in den Teller mit den Pfennigen gegriffen, so bleibt er zeitlebens arm. Bei der Aufnahme muß er sich dem Teufel mit seinem eigenen Blute verschreiben, zu welchem Zweck ein Finger geritzt und die Feder in das hervorquellende Blut getaucht wird. So ein Freimaurer weiß ganz genau, wie lange er zu leben hat, doch erinnert ihn der Teufel noch öfter daran. Übrigens kann das Leben dadurch verlängert werden, daß der Freimaurer ein Kind kauft und an seiner Stelle dem Bösen darbringt. Die Lebensjahre des Kindes werden dann dem Freimaurer selbst zugezählt. Ist aber kein solches Kind aufzutreiben, so muß der Freimaurer nach abgelaufener Frist unwiderruflich selbst heran. Jeder Freimaurer muß ein Handwerk erlernen, daher sie auch z. B. ein Schurzfell, goldene Kelle und goldenen Hammer haben. Mit Uneingeweihten dürfen sie nie über den Orden sprechen; sie erkennen sich gegenseitig, indem sie sich beim Gruß und Händedruck nur zwei Finger reichen. Faulenzen dürfen die Dienstboten bei einem solchen Herrn nicht, da ihm der Teufel das sofort hinterbringt. In Wusseken lebte bis vor kurzem ein Mann, der auch ein Freimaurer gewesen sein soll; der hat aber keinen guten Griff getan, da er arm war. Wenn dieser Mann auf seinen einsamen Spaziergängen zu sich selbst sprach, dann sagten die Leute: „Er spricht

mit dem Teufel." Und wenn er zu Hause allein Karten spielte und dabei ein solches Wort hatte, als säßen mindestens vier Mann am Tisch, so hieß es: „Er spielt mit dem Teufel." In Stolp haben sich einige Maurer einmal wollen einen Einblick in das Innere der Loge verschaffen; kaum aber hatten sie am Spätabend einen Stein aus der Mauer gebrochen, als auch schon sämtliche Freimaurer aus Stolp erschienen, die Leute betrunken machten und dann während der Nacht alle Gegenstände in einem anderen Gebäude unterbrachten.

Was wir hier an der Loge beobachten, das vollzieht sich überall, wo etwas Neues und Unerklärbares sich ereignet: die Sage tritt in Erscheinung. Als die ersten Eisenbahnen im Elsaß gebaut wurden, hob ebenfalls die Sagenbildung an: die Lokomotiven wurden für Teufelswerk erklärt, und erzählt wurde, daß der Teufel ganze Eisenbahnzüge in seine Gewalt bringe und plötzlich verschwinden lasse.

So vermag man die Sagenbildung bis in unsere Zeit hinein zu beobachten.

Zahlreiche Sagen verdanken der Volksetymologie ihr Entstehen. Um unerklärliche, verdunkelte Ortsbezeichnungen zu erklären, erfand das Volk sagenhafte Geschichten. So wurde von der Wartburg bei Eisenach erzählt, daß Graf Ludwig, ihr Erbauer, gesagt habe: „Warte, welch ein Berg!" und hiernach sei das Schloß benannt worden. Ähnlich wird der Name der Feste Schauenburg erklärt. Solcher etymologischer Deutungen gibt es eine Unzahl. Als Proben wähle ich zwei Sagen aus dem alten Kattenlande, die sich durch ihre sinnige Art und Anmut empfehlen:

Die erste redet von treuen und tapferen Frauen also: Das Städtchen Liebenau an der Diemel hieß ursprünglich Marienau oder Mergenau. Wie der neue Name aber entstanden, ward seit Jahrhunderten in der Leute Mund weitererzählt, nur meldet die Überlieferung nicht, welcher Landesfeind es gewesen, dem damals mutige Weiber den köstlichsten Siegespreis verwehrten. Denn in des Städtchens Mauern weilte der „Herr zu Hessen", wie vor alters, noch ehe der Titel Landgraf aufkam, der Landesfürst geheißen war. Da zog in Untreuen mit Heeresmacht plötzlich der Feind heran, der solches erfahren hatte, und berannte die Mauern. Groß war die Not der Stadt; eilends gingen Boten aus, um überallhin die Bedrängnis des Fürsten zu melden. Doch der Feind stürmte Tag und Nacht, und matt und müde wurden die wenigen Streiter. Da traten die Weiber an die Seite ihrer erschöpften Männer und fochten mit. Und die Alten, die keine Wehr mehr zu tragen vermochten, machten Öl siedend

und gossen dies und glühend heißen Roggenbrei den Stürmenden auf der Leiter über die Köpfe. Da, als schon alle Kraft die Bürgerschaft verlassen und jegliche Hoffnung geschwunden schien, nahte Ersatz, und die Feinde mußten abziehen. In dankbarer Rührung aber für solch treuen Liebesdienst wackerer Weiber wandelte der Fürst den alten Namen des Ortes um in Liebenau.

Die zweite Sage berichtet von hingebender Liebe: Die Stadt Spangenberg empfänget ihr Trinkwasser durch eine Bach, die ein guter Born des gegenüberliegenden Berges herbeileitet. Von ihrer Entstehung wird folgendes erzählet: Ein Jüngling und ein Mädchen in der Stadt liebten sich herzlich; aber die Eltern wollten lange Zeit nicht zu ihrer Verheiratung einwilligen. Endlich gaben sie nach unter der Bedingung, daß deren Hochzeit erst dann gefeiert werde, wenn beide Liebende den guten und frischen Born vom Berge drüben ganz alleine herbeigeleitet hätten. Dadurch möchte die Stadt Trinkwasser erhalten, woran sie bislang Mangel gelitten. Da fingen beide an, die Bach zu graben, und arbeiteten ohn Unterlaß. So haben sie vierzig Jahre geschafft; da sie aber fertig worden, sturben beide in gleichem Augenblicke.

Auch ein bezeichnendes auffallendes Wort kann Veranlassung zur Sagenbildung geben: der Name eines Adelsgeschlechtes z. B. kann Sagen hervorrufen. Ein Beispiel: Zu Bergen bei Frankfurt a. M. saß ein altes Adelsgeschlecht v. Bergen, dessen Mitglieder vielfach den Namen Schelm (Schelmo) führten. Dieser Name, der so viel als „Leichnam" eines in der Schlacht Gefallenen bedeutet und vereinzelt auch bei anderen Adelsgeschlechtern erscheint, gab später, als das Wort Schelm in die Bedeutung von „Aas", „Abdecker", „Scharfrichter" herabgedrückt war, Veranlassung zu der verbreiteten Sage, daß das Geschlecht der Schelme v. Bergen ursprünglich von einem Henker herstamme, den der Kaiser zum Lohn für geleistete Dienste oder, wie andere Sagen wollen, weil er mit der Kaiserin getanzt hatte, ehrlich und adlig machte.

II. Der Inhalt der deutschen Volkssage.

Um einen Überblick über das reiche Gebiet der deutschen Volkssage zu gewinnen, scheide ich die Sagen nach ihren Stoffen. An die Spitze stelle ich die mythischen Sagen, das sind solche Sagen, in denen Vorstellungen walten, die älter als das deutsche Christentum sind. Das Erkennen dieser Sagengattung ist sehr schwierig. Manche

Forscher sind im Aufspüren heidnischer Anschauungen sehr weit gegegangen, andere haben ihr Vorhandensein stark bestritten. Ich nehme eine vermittelnde Stellung ein.

Als zweite große Gruppe betrachte ich die Sagen, denen geschichtliche Vorgänge zugrunde liegen oder liegen können, auch wenn solche sich nicht mehr nachweisen lassen. Diese Gruppe ist sehr zahlreich. Ich habe nur die wichtigsten Typen der geschichtlichen Sage zusammengestellt.

Es folgen sodann die Natursagen, die Sagen umfassend, die unter den unmittelbaren Einwirkungen großer Naturgewalten sich gebildet haben. Nicht immer ist das Naturbild in der Sage klar ausgeprägt, viel ist verblaßt, durch verständnislose Überlieferung getrübt und entstellt; trotzdem bleibt eine Fülle erschütternder Naturbilder in der Sage erkennbar.

Die vierte große Gruppe, die sich an Reichhaltigkeit neben geschichtliche und Natursagen stellt, umfaßt die ethischen Sagen, Erzählungen, denen die Absicht innewohnt, das Gute zu preisen, das Schlechte zu bekämpfen, und derart erzieherisch auf das Volk zu wirken. Diese Rubrik ist geistig die bedeutendste unter den Sagengruppen, sie umfaßt die schönsten und ergreifendsten Gebilde des dichtenden Volksgeistes. Tiefsinnige Religiosität zeichnet die Volkssage vorteilhaft aus und gibt ihr hohen erzieherischen Wert. An diese ethische Sagengruppe schließen sich von selbst die zahlreichen prächtigen Legenden, die sich im Volke gebildet haben, Erzählungen, in denen ein von jedem konfessionellen Hader freier christlicher Geist zu uns spricht. Ein Buch echter deutscher Volkslegenden würde, falls es ein Berufener zusammenstellte, die lieblichste Ergänzung unserer heiligen Schriften bilden.

Die beiden kürzeren Abschnitte über Zauber- und Heilsagen und über den Humor in der Volkssage schließen sich ergänzend an die großen Gruppen an. Beide Kapitel habe ich kürzer behandelt, obwohl auch hier eine Fülle von Stoff vorliegt. Zauber- und Heilsagen spielen vielfach schon in das wunderbar reiche Gebiet des Volksglaubens, den man gemeinhin noch immer töricht „Volksaberglaube" betitelt, obwohl gerade auf diesem Gebiete sich eine Fülle von Wahrheiten und scharfsinnigen Beobachtungen birgt. Diesem weitschichtigen Gebiete, das Adolf Wuttke nur schematisch zusammengestellt hat, wäre ein Darsteller zu wünschen, der nach dem Beispiele Müllenhoffs (Die Natur im Volksmunde. Berlin 1898) einmal das Wahre und Berechtigte wie Gold aus den Schlacken zu scheiden ver-

stände. Den reichen Volkshumor darzustellen, ist ebenfalls eine verlockende Aufgabe. Viele Schwänke wiederholen sich, das ist richtig, aber es liegt in den Geschichten so viel naive Lebenslust, so viel erfrischende Komik, daß man seine helle Freude daran hat. Nicht zu vergessen ist eine Zusammenstellung aller volksmäßigen Neck- und Spitznamen, bei denen sich oft in einem einzigen Wort ein ganzer köstlicher Schwank verbirgt.

So stellt sich in sechs Abschnitten das Wichtigste der deutschen Volkssage dar. Erschöpfend kann und soll dieser Rundblick nicht sein, aber orientierend, Anregung gewährend und weitere Fortarbeit fördernd.

1. Mythische Sagen.

An die Spitze der deutschen Volkssagen stelle ich alle Überlieferungen, in denen vorchristliche Vorstellungen obwalten: diese Sagen kann man mit einer gewissen Bestimmtheit als den ältesten Bestandteil der deutschen Volkssage bezeichnen.

Die religiösen Vorstellungen der alten Deutschen beruhten im wesentlichen auf zwei Gedankengruppen: der Belebung der Natur mit Geisterwesen und dem Glauben an Seelen als selbständige Wesen. Diese beiden Grundlagen für religiöses Empfinden sind deutlich in der deutschen Volkssage ausgeprägt. Die Belebung der Natur zeigt sich in den zahlreichen Sagen von Wasser- und Waldgeistern, den Hausgeistern und Feldgeistern usw., den Seelenglauben repräsentieren die weitverbreiteten Geschichten von der Geisterwelt, der Seele als Tier usw.

Ob die alten Deutschen, solange sie unberührt von Kultureinflüssen lebten, Vorstellungen von Göttern besaßen, das ist aus der Volkssage nicht mit Bestimmtheit nachzuweisen. Einzelne in der Sage erscheinende Namen z. B. Wol, Holle, Berchta sind auf altdeutsche Götter und Göttinnen gedeutet worden. Wie mir scheint, ohne zwingenden Grund: wahrscheinlicher ist, daß sich hinter diesen Namen personifizierte Naturerscheinungen (Sturm, Schnee, Kälte) bergen. Ausdeutungen der Volkssage auf vorchristliche religiöse Vorstellungen sind früher beliebt gewesen, heute ist man mit Recht sehr vorsichtig geworden. Die Überlieferung der Sagen ist sehr schwankend, auf Grund derartiger Unterlagen lassen sich Schlüsse auf die Urreligion des deutschen Volkes nicht ziehen. Es lassen sich nur die beiden Grundauffassungen als tatsächlich uralt-deutsch feststellen.

„Sie siedeln sich getrennt und abgesondert voneinander da an, wo dem einzelnen ein Feld, ein Quell, ein Wald gefiel." Mit diesen Worten schildert Tacitus in seiner „Germania" (Kap. 16) die Wohnweise der alten Deutschen. Feld, Wasser und Wald war ihre Umgebung. Entsprechend dieser landschaftlichen Gruppierung werden wir auch die von den Deutschen verehrten Wesen als Feld-, Wasser- und Waldgeister ansprechen können.

Waldgeister.

Da das Land dicht bewaldet war, so war der Wald und seine Geisterwelt vorherrschend, der Baumkult stand an erster Stelle. Der Baum galt als belebt, in ihm wohnte ein Geist, der sich in Menschengestalt zeigte. Die Erinnerung an solche Waldgeister ist noch immer lebendig: meist sind es weibliche Wesen. Wohlbekannt ist in Mittel- und Süddeutschland eine Klasse geisterhafter Wesen, welche im Riesengebirge als Rüttelweiber, im Böhmerwalde, der Oberpfalz und dem Fichtelgebirge als Holzfräulein, Waldfräulein, Waldweiblein, „Moosfräula (und Moosherrla)", im Orlagau und Harz als Moosweiblein, Holzweiblein, um Halle als Lohjungfern (von lôch = lucus Gebüsch) bekannt sind und denen sich entsprechende männliche Gestalten, Waldmännlein, Moosmännlein, zugesellen. Die letzteren sind seltener als die Moosweiblein und ganz in Grün gekleidet. Als Oberhaupt der Moosfräulein wird an der Saale die Buschgroßmutter genannt. Die Moosleute beiderlei Geschlechts haben einen behaarten Körper, jedoch ein altes runzeliges Gesicht, das an mehreren Stellen gleich alten Baumstämmen ganz mit Moos bewachsen ist. Eine Oberpfälzer Sage sagt, das Holzfralerl sah ganz moosig aus, wie Wickelwerg, klein und ohne bestimmte Gestalt; eine Harzer Sage beschreibt die Moosweiblein als ganz in Moos gekleidet, das sie wie eine Decke oder ein Fell umgab. Ihr Leben ist an das Leben der Waldbäume gebunden. So oft ein Mensch ein Bäumchen auf dem Stamme driebt, d. h. so lange umdreht, bis Rinde und Bast abspringen, muß eines von den Waldleuten sterben. Bevor Wälder gefällt werden, hört man die Waldjungfrauen klagen und weinen. Einem Ritter, der gerührt von ihrer Wehklage die Bäume stehen ließ, ward Wohlstand und Reichtum für sein ganzes Geschlecht beschert.

Wer im Walde Verdienst suchte, der brachte den Waldgeistern Gaben dar. Spuren solcher Opfer sind vereinzelt noch nachweisbar: den „wilden Fräulein" opferten beerensuchende Kinder in Hessen

einige Früchte. Dem „Holzweiblein“, „Holzfräulein“ brachte das Volk von der Ernte gewisse Reste (Büschel Heu, Beeren usw.) als Opferspende dar. Neben diesen weiblichen Geistern des Waldes erhalten auch männliche Walddämonen Opfergaben. Hierher gehört der „Heidelbeermann“, dem die heidelbeerenpflückenden Kinder in Hessen, bevor sie anfingen, einen Blumenstrauß und Beeren als Opfer überbrachten.

Die Erinnerung an diese alten Waldgeister mag wohl auch in den „wilden Weibern“, auch „weiße Weiber“ genannt, fortleben, mit welchen zerklüftete Felsen (Wildweibchenstein im Odenwald) und sagenhafte Steine (Gestühl der wilden Frauen in Oberhessen) in Zusammenhang gebracht werden. Höchstwahrscheinlich gehören hierher auch die „saligen Frauen“ der Alpenländer. Mit „saligen Frauen“ bezeichnen die Bewohner des Möll- und Drautales hehre, lichte Gestalten, die in Höhlen, Grotten und an Wässern wohnten. Sie verkehrten gerne mit Menschen, welche in ihrer Nähe angesiedelt waren, und kamen aus ihren Höhlen herunter, um ihnen bei den häuslichen und Feldarbeiten helfend zur Seite zu stehen. Nur durfte man ihnen dafür keinen Lohn geben, sonst erschienen sie nie wieder. Im Umgange waren sie ernst und schweigsam und redeten nur, wenn sie allein waren. Sie hatten schöne Haare und eine liebliche Stimme. Nie nahmen sie Speise von den Menschen zu sich.

Zahlreich sind die Sagen von heiligen Bäumen, die beim Umhauen bluteten; in dieser Vorstellung lebt die Erinnerung an die Baumwesen fort, die mit dem Baume starben.

Bei solchen Anschauungen von der Bedeutung des Waldes und Baumes, bei dessen Schädigung das innige Naturgefühl unseres Volkes die sterbenden Waldweibchen ächzen und seufzen hörte, lassen sich die furchtbar harten, wahrhaft grausamen Strafen erklären, die in den altdeutschen Weistümern (Dorfrechten) trotz des außerordentlichen Waldreichtumes unseres Landes auf Baumfrevel gesetzt waren. In dem Weistume für die Hohe Mark (am östlichen Abhange des Taunus in Hessen-Homburg) vom Jahre 1401 findet sich z. B. die Bestimmung: Wer eine Eiche oder Buche frevelhaft schält, dem soll der Bauch aufgeschnitten, ein Darm herausgenommen und an den Baum genagelt, der Frevler aber so lange um denselben geführt werden, bis die beschädigte Stelle durch seine Eingeweide bedeckt und wieder bekleidet ist.

Wassergeister.

Während die Waldgeister sich als harmlose, ja freundliche Wese darstellen, lebt im Geist des Wassers eine dem Menschen feind selige Macht. Über ganz Deutschland ist der Glaube verbreitet, da gewisse Flüsse zu gewissen Zeiten ein Menschenopfer fordern, z. B unter den Schiffern bei Küstrin in bezug auf die Oder. Von de Lahn geht die Sage: Noch immer, ehe eins in der Lahn bei Gieße ertrunken ist, hat sie gerufen, und das haben die Müller und Blei cher, die an dem Wasser sind, schon oft gehört. Es geschieht jedesma mittags zwischen elf und zwölf Uhr. Da rauscht die Lahn auf schlägt starke Wellen, und dann ruft es mit lautem Schrei aus den so aufgeregten Wasser:

Die Zeit ist da!
Die Stund' ist da!
Wär' nur der Mensch da!

Nun hört man mit heimlichem Schauder erzählen: „Die Lahn ha gerufen, es ertrinkt bald wieder eins", und das ist auch allemal zu getroffen, es ist bald darauf wirklich eins in der Lahn ertrunken Bei Neustadt am Heßler ruft oft die Lahn in langen, dumpfe und hohlen Tönen: „Ich will einen Menschen haben, einen Men schen will ich haben." Dann gehen die Fische haufenweise ins Garn denn es wird ihnen bange. Der Nix der Pleiße, der Elster un der Parthe fordert am Johannistag ein Menschenopfer, ebens der Wassermann im Egerfluß.

Auch Seen fordern ihre Opfer, z. B. der Salzunger See, de Wörthersee in Kärnten. Kühne Ruderer und ausdauernd Schwimmer fallen plötzlich in Krämpfe, die ihnen das Leben kosten Um den Flußgeist zu versöhnen und das Menschenopfer abzuwen den, werden bestimmte Gaben dem Wassergeist dargebracht. Den Diemelnix bringt man jährlich Brot und Früchte dar, dem Nickel mann in der Bode zu Pfingsten einen schwarzen Hahn, eine Hund oder eine Katze. Zu Rotenburg in Schwaben hat da Spital die Verpflichtung, jährlich am Johannistag einen Laib Bro in den Neckar zu werfen; unterbliebe der Brauch, so würde de Fluß wild werden und einen Menschen nehmen. In Vaihingen Bietigheim und Mittelstadt sagt man, die Enz, der Neckar verlang ten am Himmelfahrtstage einen Bienenkorb, einen Laib Brot ein Schaf und einen Menschen, weshalb an diesem Tage dort jeder mann das Baden unterläßt. Fast jedes Gewässer hat nach der Sag

seinen Wassergeist, der meist als *Mann* gedacht ist. Der Wassergeist ist ungesellig und den Menschen gefährlich. Neben dem Wassergeist, der als älterer Mann erscheint, kennt die Sage auch jüngere weibliche Wassergeister, Nixen. In der Erscheinung der Wassergeister waltet die grüne Farbe vor: an grünen Haaren, grüner Kleidung, grünen Zähnen, grünen Augen sind Wassergeister zu erkennen.

In einem Teiche soll sich ein Wassermann öfter am Ufer sehen lassen. Gewöhnlich flickt er dann seine Kleider. Nach dem Glauben der Landleute steigt er immer nur während des *Mittagläutens* ans Ufer, setzt sich am Fuße des Dammes hart am Wasser nieder und flickt. Wer ihn verspottet, der wird von ihm ins Wasser hinabgezogen; bloß demjenigen, welcher des Morgens vor dem Ausgehen gebackene Semmelschnitte verzehrt, kann er nichts anhaben. Der Wassermann ist immer schlecht gekleidet. Sein alter zerdrückter Hut ist voll großer Löcher, durch welche oft Büschel struppiger, grüner Haare herausragen. Sein Gesicht ist mit einem starken Bart bewachsen, und wenn er seinen Mund öffnet, erblickt man seine großen, grünen Zähne. Sein Rock sowie seine Hose sind immer zerrissen und kotig, und er flickt daran, so oft er ans Ufer steigt. Hat er jemandem nachgestellt und ihn unters Wasser gezogen, so läßt er sich lange nicht sehen. Gern entführt der Wassermann Mädchen in die Tiefe, wo sie ihm haushalten müssen; auch Kinder nimmt er mit (Schlesien). Im Wasser hat er einen Palast (ebenda). In seiner Wohnung hat der Wassermann viele umgestürzte Töpfe, unter denen die armen Seelen eingesperrt sitzen.

Den Wassergeistern eigen ist die Liebe und Begabung zu Musik und schönem Gesang. Im Deetzersee an der Havel hielt sich eine Seejungfer auf, deren wundervollen Gesang man oft hörte. Im übrigen sind die Wassergeister grausam und blutdürstig. Nicht allein Menschen, deren der Nix gewaltig wird, tötet er, sondern er übt auch blutige Rache an seinen eigenen Leuten, die ans Land gestiegen sind, mit Menschen umgehen und verspätet zurückkehren. Der *Wassermann* — Nöck, Nix, Nicker, Nickelkêrl (Braunschweig) — läßt ein unheimliches Kichern hören, sobald er nahe ist; dann ist es Zeit, im Wasser drei Kreuze zu machen, um sich vor ihm zu schützen (Schlesien). Von Gestalt ist der Nix klein, er erscheint als grauer Greis, sein Gesichtsausdruck ist tückisch, er hat lange geschlitzte Ohren. In der Werra, oberhalb Themar, da wo die Schleuse einmündet, wohnt der Wassermann *Hackelmärz*. In jener Gegend muß die Schleuse alle sieben Jahre einen Toten haben.

Weibliche Wassergeister, die badenden Kindern nachstellen, hausen in tiefen, meist tückischen Seen der Mark. An Gestalt sind die Nixen edler gebildet als der Wassermann, nur haben sie einen Fischschwanz an Stelle der Beine und Füße. Sie verkehren mit Menschen bei Spiel und Tanz. Die Nixen gelten meist als des Wassermanns Töchter, sie tanzen gern, auch mit Menschen, aber ihr Vater ist streng, sie sagten von ihm, er könne keine Christen riechen. Nixen, die irdische Liebhaber hatten, brachte ihre Liebe den Tod. Im Wildsee (Baden) wohnt eine Nixe, die auf einem Bauernhof der Nachbarschaft verkehrte und Segen brachte. Als ihr die Bäuerin ein Geschenk bot, blieb sie weg und mit dem Wohlstand des Hofes war's vorbei.

Die Sage von dem Tanze der Nixen ist vielleicht durch die Beobachtung der beständig sich bewegenden Wellen, die gleichsam zu tanzen scheinen, entstanden.

Hausgeister.

Bei der abgesonderten Lebensweise der Germanen mußte sich der Sinn für das eigene Heim (Haus und Feld) ganz besonders entwickeln; wurde doch nach altdeutscher Rechtsauffassung die Lebensfähigkeit des Kindes erst dann anerkannt, wenn es die vier Wändes des Elternhauses beschrien hatte.

Zum echten alten deutschen Hause gehört auch der Hausgeist; er schaltet und waltet in den Räumen und beschert Glück. Es gibt solche Hausgeister in menschlicher, aber auch in tierischer Gestalt (Hausschlange). Die menschlichen Hausgeister sind unter den verschiedensten Namen in allen deutschen Gauen bekannt; man nennt sie „Pûkse“ (Uckermark), „Butz“ (Vorarlberg), „Rotmützchen, Kaboutermanneken“ (Niederlande); auch die „Kobolde“ („Kuckse“) gehören hierher, sie gehen auch in Tiergestalt (als rotbunte Hähnchen) um. In der inneren Schweiz nannte man die Hausgeister „Unghür“, das waren harmlose, hilfreiche Geister, die mit den Kindern spielten, die Leute zur Kirche weckten und sich im Hause nützlich machten. Ihre Beschäftigung besteht hauptsächlich darin, daß sie auf das eifrigste für das Wohl des Viehstandes sorgen. Der Hausgeist reinigt den Stall, besorgt die Fütterung, schneidet Häcksel, kurz, er tut entweder alle Arbeit der Knechte selbst oder hilft denselben doch darin wesentlich. Wunderbar gedeiht dann der Viehstand. Belohnung nehmen diese Geister nicht, erhalten sie dennoch eine Bezahlung, so gehen sie fort. Ein sinniger Name für diese Hausgeister ist

n Thüringen zu Hause, dort heißen sie „Heimchen“. Sie spielen iamentlich im Orlagau bis an die Grenze von Saalfeld hin eine vichtige Rolle in der Sagenwelt. Auch die Heimchen, die so heimisch n der Stube des Landmanns piepen und sich nur schwer aus der-elben vertreiben lassen, mögen dieser Anhänglichkeit wegen ihren Namen von jenen Heimchen aus der Heidenzeit erhalten haben. Die Heimchen waren kleine Wesen in blühender Kindergestalt mit ·londen Lockenköpfchen, welche mit unermüdlichem Fleiße dem Land-nanne bei allen seinen Beschäftigungen an die Hand gingen, ihn oft uch mit schuldlos kindlichem Mutwillen neckten und dann lachend verschwanden. Oft, wenn der Bauersmann den vollen Erntewagen von den steilen Höhen herab nach Hause fuhr, saß ein jubelndes Heimchen, bekränzt mit Ähren, auf dem angespannten Zugvieh, und icher war dann der Besitzer, daß er das Seine wohlbehalten in die Scheuer brachte.

Diese Hausgeister sind voll ausgelassener Lustigkeit, einen harm-osen Schabernack spielen sie gern. Vorzeiten war in einem Bauern-hause in Nauders in Tirol ein solcher Geist, ein „Nörkele“, das band oft das Vieh im Stall mit Ketten aneinander, und wenn es recht tollte und lärmte, Knechte und Mägde es mühevoll und schel-tend auseinander wirrten, lachte das Nörkele hellauf. Der Bauer hatte immer Glück, keine Seuche kam über sein Vieh. Mal lagen Eierschalen auf dem Herd, da sagte das Nörkele: „Ei, was schöne Schüssele und Schälele!“ Als ihm einst der Bauer Kleider hinlegte, verschwand es und kam nie mehr wieder. Von da ging es in einen anderen Hof, wo ein Nörkelweib war und alle Arbeiten machte. Diesem sagte das Nörkelmannl: „Stuze, Müze, die rauche Rinten is gestorben.“ Hierauf verschwanden beide.

Die Hausgeister bilden eine gemütvolle Belebung des eigenen Heimes, des Familiensitzes; sie stellen den Segen im Hause dar; solange sie sich zeigen, bleibt das Glück — wehe aber, wenn sie aus irgendeinem Grunde das Anwesen verlassen! Dann bricht Unheil mit Macht hinein. Nicht bloß in Bauernhöfen, auch in alten Schlös-sern gehen solche „Erdmännchen“ um. So meldet eine alte Sage, daß auf dem Schlosse Hardenstein an der Ruhr ein „Zwerg-könig“ namens Volmar gehaust habe; viele hätten ihn dort gesehen. Er hatte seine eigene Kammer im Schlosse und wurde aus der Küche mit Speisen versehen.

So stellen die Wald-, Wasser- und Hausgeister die Verkörperung der den Menschen umgebenden Natur dar; in ihnen vereinigen sich

menschliche und übermenschliche Züge, gutartige neben bösen Eigenschaften; auch in diesen sind sie die Vertreter der Naturgewalten.

* * *

Eine eigene Gruppe bilden die Sagen von den Liebschaften der Geisterfrauen mit Männern. Die bekannteste ist die im Mittelalter bereits bekannte Mär vom Staufenberger, d. h. Ritter Peter von Staufenberg in der Ortenau und der Wasserfrau. Waldgeister, Zwerginnen und Nixen suchen vielfach die Liebe stattlicher Männer, meist finden sie auch Gegenliebe, doch hat das Verhältnis selten Bestand, endet vielmehr oft recht tragisch.

Die Geister sind Freunde von Gesang und Musik, in Trümmern alter Burgen tönt es, dort singt die weiße Jungfrau. Erdgeister singen lieblich; aus dem Berg, in dem die Zwerge hausen, tönt forsche Musik. Über den Veltowsee schwimmen in jeder Johannisnacht drei Jungfrauen und singen so wunderschön, daß der Horcher unwillkürlich einschläft. Auch sonst hört man verzauberte Jungfrauen leise und lieblich singen. Zwerge machen öfter Musik. Selbst das wilde Heer („das Muotis") läßt in Schwaben-Neuburg und anderswo wunderliebe Musik ertönen.

Seelenglauben.

Aus zahlreichen Volksüberlieferungen ergibt sich, daß der Glaube unserer Vorfahren Seelenglauben (Animismus) gewesen ist: die Seele erscheint hier als selbständiges Wesen, das nach dem Tode fortdauert; sie vermag den Körper während des Schlafes zu verlassen und wieder in denselben zurückzukehren. Verhindert man die Rückkehr, so muß der Schläfer sterben. Beim Tode entflieht die Seele, weshalb vielorts der Gebrauch besteht, die Fenster zu öffnen.

Die Geisterauffassung, wie sie sich in der Volkssage darstellt, hat einen tiefen Sinn. Wer ein tadelloses Leben zu Ende geführt hat, der geht ohne weiteres erlöst zur Seligkeit ein: Geister, die auf Erden wandern und sich zeigen, sind solche, die noch durch irgendein Band an die Erde gefesselt werden, sei es, daß sie unrecht taten, daß sie ein Geheimnis mit ins Grab nahmen, oder daß sie durch Selbstmord endeten. Auch Opfer von Verbrechen gehen um, bis ihre Erlösung vollbracht ist. Wer gewaltsam ums Leben kommt, muß nach seinem Tode so lange als Geist „wandeln", bis die Zahl der Jahre, die er sonst gelebt hätte, voll ist. In Osterode sagt man, es gäbe „dreierlei Seelen", weiße, fahle und schwarze. Die weißen sind die guten, die fahlen gehen geradezu un[illegible]geister ist

edem, der ihnen in den Weg kommt, was auszupuhlen (anzuhaben), ie schwarzen aber sind die ganz schlechten. Geister wandern in nenschlicher und tierischer Gestalt (z. B. als Hunde). Vielach erscheinen sie sogar in der Tracht ihrer Zeit, z. B. Ritter in Rütungen, Damen in altmodischen Kleidern. Öfter aber gehen sie als vesenlose Schatten, meist ohne Kopf um. Wo sie in ganzer Fiur erscheinen, ist ihr Gesicht wie Spinneweb und welk. Verdammte rscheinen feurig. Vereinzelt werden Geister beschrieben, die mit Schlapphut und wallendem Mantel dahinschweben.

Im allgemeinen sind Geister gutartig, doch darf man ihrer nicht potten, dann schlagen sie mit gewaltiger Kraft. Für ein frommes Wort, einen Segensspruch sind Geister sehr dankbar. Schon mancher Geist ist durch einen religiösen Spruch erlöst worden. Geister können on Geistlichen, besonders katholischen Jesuiten, Kapuzinern, geannt und dadurch dauernd von dem Orte, wo sie umgingen, enternt werden. In Bäume (alte Eichen) werden Geister gebannt. Wird der Baum gefällt, so kommt der Geist wieder zum Vorschein, enn er ist dann frei. Im Laufe der Zeit haben sich in jeder Landchaft gewisse Geisterreviere gebildet, wohin nach der Volkssage Geiter getragen worden sind; solche Gegenden, meist waldig und von Sümpfen und Schluchten durchzogen, werden ängstlich gemieden.

Nicht jeder ist imstande, Geister zu schauen; dies ist vielmehr eine ngeborene Gabe. Nach der Volkssage ist diese Fähigkeit nur Sonntagskindern, d. h. an einem Sonntag Geborenen verliehen, nach einigen Sagen beschränkt sich die Begabung sogar auf ie am „güldenen Sonntag" Geborenen. Einzelne Aufzeichnunen schränken auch diese Frist noch mehr ein, so eine hessische Sage, anach müssen Geisterseher „zwischen den Kirchen" geboren sein, unter freiem Himmel geboren" fügt eine thüringische Sage als Bedingung hinzu. „Fronfastenkinder" gelten im Elsaß als geiersichtig.

Sehr eng mit der Vorstellung vom Fortleben der Seele hängen ie Vorstellungen von geheimnisvollen Ansagen nahenden Verderens zusammen. Krieg wird von umziehenden Geistern (z. B. dem Schnellerts-Heer im Odenwald) vorher verkündet. In Clausthal auf dem Harze hat einst der Berggeist das Herannahen es Dreißigjährigen Krieges kundgetan. Geister ohne Kopf erscheinen uch vereinzelt als Todesboten, z. B. im Egerland. In Niederösterreich erscheint ein schwarzer Reiter, ehe ein Bewohner des der den ...en Hauses stirbt. Ein wildes Weibchen kündet bei Fulda

klagend den Nachbarn bevorstehenden Sterbefall. Unweit von Alsfeld am Vogelsberge ist eine Höhe, da weilte eine wundersame Jungfrau; bald wandelte sie umher, bald saß sie nieder und sang leise. Es hieß, daß sie allerhand Heimsuchung, Glück und Unglück für die Stadt verkünden möchte. Man hat sie wohl gesehen, daß sie an der Höhe und zu Tale unstet einherschritt; dann wieder, daß sie im Sitze leise für sich hin traurige, klagende Weisen sang.

Auch gespenstische Tiere, die sich die Sage wohl als von Geistern belebt vorstellt, weissagen nahendes Unheil. In Klausthal erzählte man vom Heerwurm, welcher lang und dick ist und viele Köpfe hat. Legt er sich vor den Frachtfuhrleuten her über die Straße, so bedeutet dies Krieg; anderwärts heißt es: zieht der Heerwurm aufwärts, so bedeutet es Krieg, zieht er abwärts, Friede.

Dem Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg verkündete, als er in der Heide bei Köpenick jagte, ein Hirsch, der ein Kreuz zwischen dem Geweih trug, sein baldiges Ende. Vor dem tödlichen Hintritte Landgrafen Wilhelms VI. von Hessen-Kassel haben die Hirsche zu ungewöhnlicher Zeit im Walde bei Schmalkalden geschrien. Und nachdem man ganz zur Unzeit im Mai des Jahres 1669 „zween Hirsche im Düringer Walde schreien" gehört hatte, erfolgte im nächsten Jahre der Tod des frommen Prinzen Wilhelm. Dem hessischen Waidmann v. Wildungen zeigte ein Hirsch den bevorstehenden Tod an.

In das Gebiet des „Animismus" gehören auch die Vorstellungen von Tod und Krankheit, die bald als geisterhafte Erscheinungen in Menschengestalt, bald als Luftgebilde geschildert werden. Wie ein Chronist der Schweiz meldet, erblickte man im Jahre 1506 zwischen Art und Kilchgassen die Pestilenz in Gestalt eines Weibes. „Dieselb was altunschaffen und wüst becleidet mit einem heidnischen Gebend um das Hopt, mit langen grossen Zenen und gespaltnen Füssen." Als um die Mitte des 17. Jahrhunderts eine furchtbare Seuche, das „Schwinden", im Berner-Habkerntale wütete, sah man den Tod mit der Sense mähend durch das Tal schreiten, ihm nach schritt eine weibliche Gestalt, die mit dem Besen wegfegte, was jener abgeschnitten hatte. Das Volk nannte sie „Frau Tödin". In der siebenbürgischen Sage erscheint der Tod als Reiter, der sein Roß ans Geländer des Hauses bindet und absteigt. Auf dem Totensteine, einem steilen Felsberge beim Kupferhammer unfern Neuenhofen, befindet sich eine kugelförmige, oben abgeplattete Erhebung. Zur Frühjahrszeit sah man dort zuweilen den Tod sitzen, als un-

geheueren Riesen. Mit den Füßen plätschert er im Wasser der tief unten vorübergleitenden Orla. In der zwölften Stunde aber kehrt er das Gesicht von Süden nach Westen, schreitet über die gegenüberliegende Berghöhe und verschwindet zuletzt in dem großen Garten bei der alten Kapelle zu Grobitz. In Weida sah man einmal „den Tod" auf einem Schimmel hinein ins Spital reiten. In Osterode erblickte man die Cholera 1850 als weißen Geist, der umhersprang und in einem fort fragte: „Wollt ihr mit?" In bläulicher Gestalt, fast einer Taube vergleichbar, huschte die Pest in Hirschhorn einher; sie zog als blaues Flämmchen durch Westfalen, in Iserlohn sitzt sie als Fillerte (Schmetterling) in einer Linde. Als blaues Wölkchen schwebt sie über den Häusern der Stadt, die ihr verfallen ist. Als Vogel meldet sie sich in der Oberpfalz.

Halbmythische Wesen.

Riesen und Zwerge sind halbmythische Wesen, halbmythisch insofern, weil ihrem Wesen nicht bloß erfundene, sondern tatsächliche geschichtliche Erscheinungen zugrunde liegen. Die Phantasie des Volkes hat wirkliche Vorkommnisse vergrößert und ins Mythische umgebildet. Ein Beweis dafür ist die Bezeichnung „heidnische Leute", die Riesen und Zwergen oft beigelegt wird. „Dutten" hießen die Riesen in Westfalen. Die Riesen waren Vertreter eines Germanenstammes von übermenschlicher Größe und unbändiger Kraft, der von Norden oder Osten her in den Zeiten der Völkerwanderung nach Deutschland vorgedrungen war. Diese Recken besaßen gewaltige Kräfte; sie warfen Steine von mächtiger Größe auf große Entfernungen. Vereinzelte Hügel in der Ebene galten als Erde, die ein Riese verlor. Die Erinnerung an Riesen ist stark verblaßt; selbst in dem sagenreichen Oberösterreich, wo sich viel altes Sagengut erhalten hat, weiß die Sage von Riesen nur wenig und bloß trümmerhaft zu erzählen. Danach gab es Riesen und Riesinnen. Erinnerungen an Riesen (Thyrsen) können in Tiroler Ortsnamen gefunden werden. Riesen gelten der Sage als Erbauer von Schlössern, auch Erdhügel türmen sie auf. Sie gelten als Erbauer alter Ringwälle und Kapellen. Vertragen konnten sich die Riesen miteinander als echte Germanen nicht; die Sage meldet, daß sie miteinander stritten, wobei mancher erschlagen wurde. Im Gegensatz zu den schlauen Zwergen waren die Riesen etwas talpig und plump; zum Schutze gegen das findige Zwergenvolk türmten deshalb die Riesen Felsburgen auf.

Gesehen hat niemand einen Riesen: das ist ein Beweis dafür, daß sie frühzeitig verschwanden; erschlagen bei den zahlreichen Waffengängen, weiter gewandert — verschollen sind sie, nur Gebeine von Riesen will man gefunden haben. Ob es wirklich solche waren oder nicht vielmehr Knochen urweltlicher Riesentiere, wer weiß es? Sinnreich ist folgende Kärntner Sage: ein Riesenfräulein („hadisches Fräule") im Maltatale traf eines Tages eine Bäuerin beim Flachsjäten und bat um so viel Flachs, als zu einem Hemde genüge. Gern gewährte die Bauersfrau die Bitte der Riesin; als diese aber erfuhr, welche mühsame Arbeit nötig ist, um aus Flachs Linnen zu machen, da verzichtete sie freiwillig auf das Geschenk und verschwand wieder in ihre „Hadenstube" in der Gebirgswand. Bauernfleiß übertrifft Riesenkraft. Der schlimmste Feind der Riesen war der Ackerbauer; je mehr die Bebauung des Landes zunahm, desto weniger Platz war für den Übermenschen, der mehr Raum und Ellenbogenfreiheit brauchte als gewöhnliche Sterbliche. Sehr sinnig ist deshalb folgende Sage aus der Oberpfalz: Mal ging ein Riesenmädchen spazieren. Wie es eine Weile gegangen war, kam es zu einem Acker, wo ein Bauer mit seinen Ochsen ackerte; das Riesenmädchen faßte den Bauer samt Pflug und Ochsen in ihr Fürtuch und brachte sie nach Hause und sprach: „Sieh, Vater, hier hab ich schöne Saatwürmlein." Der Vater Riese aber sagte: „Trag sie wieder hin, wo du sie genommen hast; diese Würmlein werden uns noch vertreiben!"

Dafür, daß die Riesen frühzeitig verschwunden sind, spricht die Tatsache, daß Riesensagen vom Volke in Teufelssagen umgewandelt wurden; man verstand nicht mehr, was ein Riese der Vorzeit war, und schob ihre Taten dem Allerweltsbösewicht, dem Teufel, zu. Einzelne Sagen teilen mit, daß die Riesen ausstarben. Man zeigt noch eine Erdhöhe als Grab des letzten Riesen. Eine norddeutsche Sage behauptet, die letzten Riesen seien im Siebenjährigen Kriege unter die Soldaten gesteckt worden; das ist, da die Sage ältere Vorkommnisse auf neuere zu übertragen liebt, ein Hinweis darauf, daß die Riesen in Kriegen untergegangen sind.

Erinnerungen an ein Zwergenvolk, das unter einem Oberhaupt neben den ansässigen Eroberern des Landes sich zurückgezogen an einsamen Stellen, im Dickicht des Waldes, an wüsten verlassenen Wohnplätzen aufhielt, finden sich überall in deutschen Landen, doch sind die Namen, die das Volk den Zwergen beilegte, verschieden. In Westfalen hießen sie: „Erdmankes", „Aulken", „Schönaunken", „Spörwel", „Heiden"; „Trollen", „Gangerl" in

Österreich, „Nörkelen“, „Norken“ in Tirol. Im Lechrain nennt man sie „Hojemännlen“, weil sie „Hoje! Hoje!“ schrien, wenn sie tanzten oder Räder schlugen. Im Fichtelgebirge sind sie als „Hankerle“ bekannt, im Saterland als „Ölken“, in Schlesien als „Quargmannel“. Im Königreich Sachsen hießen sie „Querxe“, in der Zittauer Gegend sah man sie früher täglich aus ihren Höhlen kommen. In Hessen und Thüringen heißen sie Wichtel, sind „dunkle, winzige Mißgestalten“, sie wohnten dort im felsigen Geklüfte. Als „Berglütli“, „Herdmannli“ kannte man sie in der Schweiz, wo sie im 16. Jahrhundert besonders am Pilatus und Rigi beobachtet wurden, aber auch anderwärts sind sie bezeugt, noch 1730 wurden Zwerge im Mutatal gesehen.

Mit Vorliebe bezeichnet die Sage aufgetürmte zerklüftete Steinmassen als Wohnstätten der Zwerge, so den Seidenstein auf dem Westerwald, auch in Felswänden mit Höhlen und Spalten hausen sie.

Die Zwerge denkt sich die Sage als staatlich organisiert, denn sie haben einen König, während die Riesen stets als Einzelwesen erscheinen.

Daß die Zwerge früher wirklich vorhanden waren, geht aus verschiedenen Berichten, von denen ich einige folgen lasse, deutlich hervor. In Schwaben-Neuburg gab es in den Bergen von Immenstadt gegen Staufen hin noch vor 80 Jahren eine Menge Bergmännlein und Horngeister, die sich selbst am hellen Tage sehen ließen, ihre Wäsche trockneten und allerlei zu tun hatten. Oft kamen sie zu den Holzmachern, wiesen ihnen Wege und Stege und halfen ihnen bei der schweren und oft gefährlichen Arbeit. Wenn es nach längerem Regen gut Wetter werden wollte, dann machten sie Feuer und kochten, wie man an den kleinen Rauchwölklein deutlich sehen konnte. In der Allerseelenoktav und auch sonst zu heiligen Zeiten hörte man sie jammern und weinen. Sonst waren sie ganz freundlich, hatten am Johlen und Jauchzen ihre Freude und gaben gerne Antwort, wenn man ihnen zujauchzte. Wenn aber ein Holzer zornig wurde und fluchte, dann wurden sie böse und spielten ihm allerlei Schabernack. Bald machten sie, daß ihm die Axt vom Helme (Stiel) fiel, bald gaben sie der Tanne, die er fällen wollte, eine solche Richtung, daß sie in ein Dobel hinein oder sonst recht ungeschickt fiel, bald führten sie ihn in eine Schlucht hinein, aus der er sich nich mehr herausfand die ganze Nacht.

In der Schweiz, an und um den Pilatusberg, auch im Berner

und Luzerner Lande sind die Zwergensagen sehr häufig. Auf dem genannten Berge und in der Nachbarschaft schützten sie unter dem Namen „Herdmannli" und „Berglütlenen" (Herdenmännchen und Bergleutchen) die Viehherden und in Seen und Teichen die Fische, nicht minder aber auch das Alpenwild, Steinbock und Gemse. Sie trugen grüne und graue Röcklein und eisgraue Bärte; Menschenkost mundete ihnen, absonderlich Milch, Obst, auch Schweinefleisch. Wo sie Hand anlegten, fleckte alle Arbeit und mehrte sich der Ertrag der Ernte. Tücke der Menschen und Undank trieb sie aus der Nähe des Pilatus und aus dem Haslitale von dannen. Dort und im Gadmentale heißen sie „Toggeli", „gute Leutlein", „grüne Männlein" und „Zwergli". Ihre Höhlen, als herrliche Kristallgrotten, heißen Kilchen, Kirchen. Eine Menge Örtlichkeiten führen noch diese Namen. Gleich den Nixen holten diese Zwerge irdische Wehmütter in ihre Bergestiefen zur nötigen Dienstleistung für ihre Weiblein, belohnten häufig mit anscheinend wertlosen Gaben, die meist verachtet wurden, bis nur kleine Reste, die hangen und haften geblieben waren im Korb, im Schuh, am Rocke, sich in Gold verwandelt zeigten. Ein eigentümlicher dämonischer Berggeist der Schweiz ist das „Hauri", gut und gegen die Menschen wohlgesinnt; mit Wehklagestimme in den Lüften warnt es vor drohenden Gefahren durch Lawinen und Steinrutschen.

Zu den Zwergen gehören auch die „Unterirdischen", an die das Volk im Samlande glaubte. Reusch schildert sie also: Diese traulichen Wesen waren zur Zeit der Großväter an dem ganzen Ostseestrande verbreitet, ja es lebt noch eine alte Frau, welche sie mit eigenen Augen gesehen hat. Sie wohnten damals unter allen Steinen und Stubben, besonders aber in den Uferbergen. Dort, wo die steilen Sandwände den Übersturz drohen, wo der ungestüme Bach die selbstgeschaffene Schlucht durcheilt, die nackte Wurzel der himmelan ragenden Eiche beschält und von der bäumenden Woge des Baltischen Meeres empfangen wird, da war ihr Lieblingssitz. Der enge und unscheinbare Eingang erweiterte sich, sobald man die unterirdische Wohnung betrat, zu dem köstlichsten Palaste. Unzählige Gemächer folgten einander; jedes schöner, reicher, herrlicher als das frühere. Überall glänzte Gold, Silber und Edelstein, von tausend und aber tausend Lichtchen zurückgestrahlt. Hier lebten sie in großen Familien oder Stämmen beisammen, in preußischer Erde, mitten unter preußischen Untertanen, und doch ein eigenes, abgesondertes Völkchen, dem Landesgesetz nicht unterworfen, sondern

von fernem Befehle regiert. Dorther bekamen sie auch einst Order zum Abmarsche und brachen so schleunig auf, daß sie sogar einige Silbergeräte von großem Werte mitzunehmen vergaßen. Seitdem findet sich bei uns kein einziges Unterirdschchen mehr; alle sind abgezogen und werden wohl schwerlich jemals wiederkehren, denn ihre Paläste sind verschüttet, ihre Wälder gelichtet, ihre alten Gönner zur Ewigkeit eingegangen.

Aus dieser Auffassung geht deutlich hervor, daß die Zwerge Nachkommen des im Lande ansässigen Urvolkes waren, einer kleinen Rasse, die abseits von der herrschenden Bevölkerung lebte.

Eigentümlich ist den Zwergen der Hang, Mädchen und Kinder des Herrenvolkes zu stehlen: das Bestreben, die eigene schwächere Art zu veredeln. Die verbreiteten Sagen von Wechselbälgen, die an Stelle der gestohlenen Kinder gelegt wurden, gehören hierher. Die Sage bezeichnet noch Orte im Gebirge, wo sich viele Kröpel finden, als frühere Wohnplätze von Zwergen.

Den Zwergen haftet etwas Greisenhaftes an, die Sage spricht ihnen deshalb die Seele ab, ihre Kinder, die Wechselbälge, bleiben klein und haben eine fahle Gesichtsfarbe.

Daß man bei den Zwergen einen uralten Volksstamm vor sich hat, der schon den einwandernden Germanen uralt zu sein schien, dafür sprechen typische Verse, die den Zwergen in den Mund gelegt werden, z. B.:

Ich bin so alt wie der Böhmerwald:
Der ist dreimal abgehauen und dreimal abgebrannt.

Im Gegensatz zu den Riesen muß die Zwergenbevölkerung sich lange im Lande erhalten haben, denn die Volksüberlieferung betont, daß man früher solche Zwerge häufig gesehen habe. Das ist wohl glaubhaft.

Im Verkehr mit der Bevölkerung waren die Zwerge freundlich, liehen sogar wertvolle Geräte zu Hochzeiten und Kindtaufen aus und halfen gern. Wie alle Geister liebten sie Gesang und Tanz. Auch waren sie in der Schmiedekunst sehr erfahren und machten sich nützlich, doch traute man ihnen nicht recht, sie galten als neidisch und diebisch, auch als unheimlich, da sie sich durch Aufsetzen einer Kappe unsichtbar machen konnten.

Übereinstimmend berichtet die Volkssage der verschiedensten Landschaften vom Auszuge der Zwerge. Als Ursache gaben sie an, daß die Zeiten schwer geworden seien, „die Leute zählten schon das Brot in dem Ofen und die Knödel im Topf". Nach einer Braunschweiger

Sage zogen die Zwerge weg, weil sie das Geläute der Glocken nicht vertragen konnten. Sie galten danach dort als Heiden. An einem anderen Orte erklärten abziehende Zwerge, sie müßten fort aus deutschen Landen, denn die Leute würden ihnen hier zu klug. Bei der Abfahrt zeigte sich erst die große Zahl der Zwerge, 439 mal mußte gefahren werden, ehe sie alle fort waren (sagt eine böhmische Volkssage). Der Zwergenkönig schenkte dem Fuhrmann außer dem ausbedungenen Lohn in Gold noch eine Wurzel: „Die grabe unter der Traufe deines Hauses ein; solange sie nicht fault, weicht das Glück nicht von dem Hofe.“ — Seit dem Auszug hat man von den Zwergen nichts mehr verspürt. — Bei Holzminden ließen sich vor längerer Zeit unzählige auswandernde Zwerge über die Weser setzen; das gleiche geschah mehrfach in Niedersachsen. Die Zwerge konnten sich vor den Menschen nicht mehr retten. Sie zogen deshalb nordwärts. Seit jener Zeit sind sie verschollen.

Christianisierte Mythen.

Daß das Christentum manchen altgermanischen Volksglauben in seinem Sinne umgewandelt hat, ist bekannt. So tragen denn auch manche christlichen Vorstellungen noch erkennbare heidnische Züge. Namentlich auf die bösen Geister, an ihrer Spitze den Teufel, mögen manche Attribute altgermanischer Naturgeister übergegangen sein. Auch altes (z. B. römisches) Gemäuer ward dem Teufel zugeschrieben, wohl wegen seiner besonderen Festigkeit und Massigkeit. „Teufelsgraben“ („Pfolgraben“), „Teufelsmauern“ nannte das Volk den römischen Limes. Das feste Pflaster römischer Straßen schreibt das Volk in Siebenbürgen dem Teufel zu.

Daß der Teufel an Stelle heidnischer Götter trat, läßt sich u. a. aus folgender oberösterreichischen Überlieferung erkennen. Am südwestlichen Ufer des Traunsees erhebt sich der stattliche Sonnenstein, der in den großen und kleinen sich scheidet. Zwischen beiden gähnt eine tiefe Schlucht, der „Teufelsgraben“. Auf dem Sonnenstein wurde einst der Sonnengott verehrt; jährlich brannte an einem bestimmten Tage ihm zu Ehren auf dem Gipfel ein mächtiges Feuer. Endlich machten die Christen diesem Unwesen ein Ende und rollten nebst anderen Götzenbildern auch das des Sonnengottes den Berg hinab in den See. Satan fuhr aber dem abrollenden Götzenbild mit solcher Wut nach, daß sich der Berg in zwei Teile spaltete und der „Teufelsgraben“ entstand. Der Teufel kann siebzigerlei Gestalt annehmen. **Bedeutungsvoll ist die Bezeichnung des Teufels, der**

mit feurigem Schweif wie ein Wiesbaum durch die Luft einherfährt als „Drache“ (Egerland, Westfalen). Das spricht dafür, daß hier ältere (Gewitter-)Mythen vorliegen. Daß nach einer westfälischen Sage der Drache einem Menschen zwei feurige Kugeln in die Brust speit, läßt auf eine Symbolik des Blitzes bei solchen Vorstellungen schließen.

Unheimliche Gegenden sind nach der Volkssage Wohnungen des Teufels, der an die Stelle der Wald- und Flußdämonen getreten ist. Solcher Teufelsorte gibt es viele: Teufelsseen gibt es mehrere in der Mark, auch Teufelskuhlen heißen Teiche. „Teufelsloch“, „Teufelsbad“ heißt eine verfallene, versoffene tiefe Grube im Harz, in die man öfter unförmliche Feuerklumpen (Meteore) vom Himmel herabstürzen sah. Weitere Teufelsplätze erscheinen als „Teufelsbetten“, „Teufelsschüsseln“, „Teufelskanzeln“ usw. Die Volkssage kennt auch „Teufelsmühlen“, in denen ein dreizehnter Mahlgang ist, auf dem der Teufel mahlt. Da es sich meist um abgelegene Orte handelt, liegen überall alte Mythen vor.

Es gibt am Lech auf- und abwärts, insonderheit bayrhalb viele wilde Schluchten, die sich weit landeinwärts ziehen; vom Wildwasser jährlich tiefer gelegt, von vielen Flüssen und Schüssen durchwühlt, gewinnen dieselben noch immer mehr eine verderbliche, dräuende und schaurige Gestalt. Viele dieser Klüfte heißen „Teufelsküchen“, und man erzählt von ihnen der grausigen Begebenheiten viele. In ihnen hat der Böse die Herrschaft, die Hexen und Truden fahren gerne dahin zur Zusammenkunft, die Wichteln und Holzweibeln sind da ganz zugewohnt, Hojemännlein, ohne Mark geboren, miesig in Haar und Bart, erlustigen sich am Erschrecken des Wanderers, und gebannte Spukgeister scharrt man häufig in ihnen ein.

Auch gewaltige Bauwerke, wie sie das Volk den Riesen oder sagenhaften Zauberern zuschrieb, werden auf den Teufel übertragen. Vor allem gelten Brücken vielfach als Werke des Teufels; in den alten Zeiten war es ein sehr kühnes Unternehmen, über reißende Wasser hinweg die Bogen einer Brücke zu spannen, deshalb galten die steinernen Brücken als Wunderwerke; von solchen Brücken weiß die Sage zu erzählen, daß der Bauherr seine Seele dafür dem Teufel verschrieben, ihn aber zuletzt doch überlistet habe. Von der alten Mainbrücke, die Frankfurt mit Sachsenhausen verbindet, geht eine solche Sage, ebenso von der Brücke zu Bamberg und der Donaubrücke zu Regensburg. In Norddeutschland erscheinen Dämme durch Seen und Moore aufgeschüttet als Werke des Teufels.

Altheidnische Prophezeiungen vom Weltende haben sich mit christlichen Vorstellungen vermischt im Volksmunde erhalten. In Oberösterreich fand sich folgende Wahrsagung im Volke: Gegen Ende der Welt gibt es allerorts „Brünste", fast bei jedem Haus ist ein Brunnen, es wird prächtig gebaut, jedes Haus ist gemauert. Auch neue Straßen werden überall angelegt, und wenn einmal „die g'schwinden Fuhren sein werden, dann ist's nimmer gut". Der Grund wird gemessen, ein- und zweimal, und das drittemal wird man nicht ganz damit fertig, weil noch früher das Ende kommt. Rote und weiße Hüte wird man tragen, dann „ist's aber schon gar nimmer gut". Kein Schuster wird mehr einen Schuh, kein Schneider ein Gewand, kein Handwerker ein Gerät nach Wunsch und Willen machen können. In jedem Haus werden zwei Hauswirte sein, der alte und der junge, und einer wird den andern zu „überlisten" suchen. Der Vater „übervortelt" oder raubt den Sohn aus, der Sohn den Vater. So wohlfeil werden die Häuser, daß man sie nicht einmal geschenkt annimmt. Die Rechtschaffenen werden verachtet, nur Lug und Trug, List und Kniffe gelten etwas; die Hochfart wird alle Stufen durchlaufen, und die „leinarnö Heogfart wird dö löstö" sein, d. h. die Kleidertracht wird gegen das Ende der Welt wieder der alten gleich. Mehrere Jahre vor dem Ende ist hintereinander Mißwachs, infolgedessen entstehen Hunger, Krankheiten und Kriege, ein Winter wird den anderen „dálengá". Das Holz wird so wenig werden, daß, haut man einen Baum aus, „der Stock in der Erden erzittern und seufzen wird, vor Angst, daß auch er heraus muß". Auch wird man viel von Erdbeben hören. — Gens Ende der Welt bricht der letzte Krieg aus, der letzte, aber auch schrecklichste, so kurz er auch sein wird. Plötzlich ist er da und tobt durchs ganze Land, so daß der Bauer auf dem Felde nicht mehr Zeit hat heimzugehen, sondern nach dem Pflugeisen und „Reitl" greift und sich wehrt. So kurz wird der Krieg dauern, daß der, welcher einen Laib Brot und einen Scherz in den Kampf mitnimmt, fällt ihm der Laib hinab, sich darum nicht bücken soll, er hat am Scherz genug. Nur wenige aber kommen mit dem Leben davon. Ist der Krieg gar, bricht ein großer Brand aus, der die ganze Erde, sogar die Steine zu Aschen brennt. Wenn man beim Bau einer neuen Straße durch die Welserheide bis zu einem gewissen Feldkreuz kommt, ist das Ende nahe. Vorher kommen noch „der Herren- und der Bettelstaub". Zuletzt bricht ein großer Türkenkrieg aus, der Türk kommt bis auf die Welserheide, da aber tun ihn die alten Weiber mit'n „Filzhüt'n" er-

schlagen. Aber die Männer sind danach so wenig, daß es wahr wird, was ein uraltes Lied sagt: „Es wird einmal werd'n, wie mein Enl hat gesagt, daß neun Weiber raufen um ein Männersitz; O jögás, o jögás, wo ein Mann g'sessen ist!" Auf der Heide, die von der Stadt Wels den Namen hat, wird einst eine große Schlacht geschlagen, in welcher der Antichrist besiegt, die Stadt aber völlig zerstört wird. Die Stadt, welche einst so groß gewesen ist, daß sie „Welt" geheißen hat, wird da so klein werden, daß man sie „Weh" heißen wird.

Ähnlich klingt folgende Prophezeiung aus Siebenbürgen: Wenn einmal Üppigkeit so sehr in der Welt überhand genommen hat, daß man in Prunkkleidern und Prachtgewändern einhergeht, wenn Verbrechen keine Schande mehr ist, dann, heißt es, ist das Ende der Welt nicht mehr fern. Zu dieser Zeit wird ein äußerst fruchtbares gesegnetes Jahr sein, und die reifen Früchte werden so hoch stehen, daß Roß und Reiter darin verschwinden würden; aber niemand wird sein, der sie schneide; denn ein schrecklicher allgemeiner Krieg wird entstehen, worin alle Könige mitkämpfen, und das Roß wird laufen, den Sattel unterm Bauch, bis über die Knöchel im Blute, unaufgehalten von Kronstadt bis Broos. Endlich aber wird ein großer Herrscher aus Morgenland kommen und den Kampf stillen. Aber wenig Menschen werden dann noch übrig sein, nicht mehr, als in dem Schatten eines großen Eichbaumes Raum haben, worunter sie sich versammeln werden.

Mit diesen Prophezeiungen hängen die Sagen von der letzten Schlacht eng zusammen. An den verschiedensten Orten haftet die Sage, daß dort der letzte Kampf, meist heißt es zwischen Christen und Ungläubigen, ausgefochten werde. So kursiert im Kreise Schlawe folgende Sage: Zwischen Sackshöhe (Neu-Zizow) und Köpnitz befindet sich eine Schlucht, welche sich zur Wipper hin in ein beträchtliches Tal, das Rudental genannt, erweitert. Hier wird dereinst, so behauptet die Sage, die letzte aller Schlachten geschlagen werden.

2. Sagen mit geschichtlichem Hintergrund.

a) Die Geschichtsauffassung der Sage.

Geschichtliche Vorgänge, die sich an einem bestimmten Orte abspielten, bleiben an dieser Örtlichkeit haften, werden mündlich weitererzählt und sagenhaft verändert. Je mehr die Zeit sich von einem geschichtlichen Ereignisse entfernt, desto mehr verblaßt naturgemäß die

Erinnerung und wird ersetzt durch fremdartige, der Sage eigene Be-
standteile. Daher kommt es, daß Sagen sich an verschiedenen Orte
wiederholen; offenbar hat in solchen Fällen eine gangbare Erzäh-
lung erloschene Erinnerungen ersetzt.

Das typische Element ist ein Kennzeichen aller mündlichen Über-
lieferungen. Wir finden es in der Volkssage auf Schritt und Trit
Weil die Sagen steter Umwandlung in diesem Sinne unterliegen
sind sie als direkte Geschichtsquellen unbrauchbar. Trotz
dem gibt die Sage dem, der sie aufmerksam verfolgt, manchen wert
vollen Fingerzeig, denn es haben sich hinter dem krausen legenden
haften Geranke oft Tatsachen, die sonst verschollen sind, erhal
ten, es lebt in Sagen manche, Jahrhunderte, ja vielleicht bis in di
alte Germanenzeit zurückgehende Erinnerung fort.

Wie lange solche Erinnerungen im Volksgedächtnis haften, davon
zeugt eine hessische Sage, die Kolbe (Hessische Volkssitten 2. Aufl. 78)
mitteilt. Nordwestlich vom Dorfe Warzenbach (Amt Wetter) liegt ein
Hügel, im Volksmunde „Lübberts Grab" genannt. Vor noch nicht
allzu langer Zeit war es Sitte, im Frühling diesen Hügel mit grü-
nen Zweigen zu schmücken: ein Reitersmann aus dem Siebenjäh-
rigen Kriege — hieß es — solle hier bestattet sein. In Wirklichkeit
war der Hügel ein Hünengrab, und der stumme Schläfer, dem die
Frühlingsspenden galten, ein altgermanischer Häuptling, dem zu
Ehren sein Stamm das Grab alljährlich schmückte.

Bezeichnend für die Geschichtsauffassung des Volkes ist folgender
Ausspruch eines halberstädtischen Bauers (Kuhn-Schwarz,
Norddeutsche Sagen XVIII): „Der Alte Fritz hat die Zwerge verjagt,
aber Napoleon hat allen Spuk aus dem Lande vertrieben." In diesen
Worten zeigt sich deutlich die Vermischung von Geschichte und Volks-
auffassung.

Wie sich geschichtliche Vorgänge in der Sage verschieben, davon
gibt eine westfälische Sage ein anschauliches Bild: sie erzählt
vom sagenhaften König Wieck, der gegen Karl den Großen ge-
kämpft habe, und beginnt: „In der Schwedenzeit gab es zwei
Burgen, auf der einen wohnte ein König, der hieß Karl der Große,
in der anderen Burg wohnte König Wieck." Die Schwedenzeit gilt
hiernach dem Sagenerzähler als die älteste Zeit, die er sich denken
kann. In dieser Sage wird ferner berichtet, wie Karl der Große als
Katholik den Krieg an die lutherischen Schweden erklärt habe, Karl
habe eine große eiserne Kanone besessen usw. Dieses naive Kunter-
bunt aus den verschiedensten Geschichtsepochen ist bezeichnend dafür,

ie sich im Volksgedächtnis Erinnerungen ineinander schieben und ermengen. Das Naturvolk empfindet nicht den Widerspruch solcher erichte, weil ihm das *objektive Geschichtsbild* fehlt. Es fehlt arum in der Sage nicht an Darstellungen, die von der Geschichte abeichen, ja ihr geradezu widersprechen. Vielfach neigt die Volkssage azu, Taten weniger volkstümlicher Herrscher auf bekanntere Fürsten u übertragen: so ward dem *Alten Fritz* manches zugeschrieben, as sein Vater, König Friedrich Wilhelm I., getan hatte.

So gingen wohl auch ältere mythische und halbmythische Sagen uf gewaltige Persönlichkeiten über: die gewaltigen Steine bei der Feste Landstuhl, die *Franz von Sickingen* als Würfel geworfen haben soll, sind ursprünglich wohl Wurfgeschosse urzeitlicher Riesen ewesen.

Wie seltsam sich geschichtliche Ereignisse im Laufe der Zeiten zu Saen umbilden, zeigt die Erzählung vom *Rattenfänger zu Hameln*. Aus dieser Stadt sind im Mittelalter auf unerklärbare Weise, ielleicht in den Zeiten, da die Tanzwut unter der Jugend grassierte, ine bedeutende Zahl Kinder entwichen und später verschollen. Nachorschungen in alten Chroniken haben diese Tatsache festgestellt. Sie ildet den Kern, an den sich später eine ursprünglich fremde Sage on der Rache des Spielmanns anschloß.

Überlieferungen pflegen sich zu *verjüngen*, indem sie sich allenal dem jüngsten ähnlichen Ereignisse anheften und anbilden. Das Wunder vom gespaltenen Stein, der dem Feldherrn unerwarteten Sieg vorherverkündet, wird vom Dreißigjährigen Kriege erzählt, ist ber daneben bereits auf die Franzosen übertragen. Die letzten schween Bedrängnisse, die ein Volk erlebt, verdrängen die früheren Drangsale im Gedächtnisse der Menge. So wird der Untergang zahleicher ausgegangener Dörfer in Hessen, deren Namen sich nur noch n Feld- und Waldfluren erhalten haben, dem Dreißigjährigen Kriege ur Last gelegt, während geschichtlich feststeht, daß diese Ortschaften ereits im 14. und 15. Jahrhundert nicht mehr bestanden. Ein uraltes Hünengrab unweit Wunbüttel birgt nach der Volkssage die Gefalleen aus einer im Siebenjährigen Kriege gelieferten Schlacht: hier ind vorzeitliche Erinnerungen auf neuere Ereignisse übertragen.

Das Gedächtnis des Volkes ist kurz; klare faßbare *geschichtliche Vorkommnisse* reichen deshalb in der lebenden Sage nicht sehr eit zurück. Die ältesten Belege, die ich finden konnte, zeugen für ein Erinnerungsvermögen von drei, höchstens vier Jahrhunderten. Ernnerungen an die *Bauernkriege* sind vereinzelt noch in Ober-

österreich gefunden worden. Die ältesten zeitlich bestimmten sagenhaften Erzählungen haben sich wohl im Fichtelgebirge und Vogtland erhalten; sie gehen bis auf die Zeit der Hussitenkriege zurück. Von Dr. Martin Luther erzählt die Volkssage noch immer, wenn auch vielfach plump-tendenziöse Geschichten. Recht gut erhalten hat sich die Erinnerung an die Leiden des Dreißigjährigen Krieges: es sind sogar einige Namen aus jener Zeit haften geblieben, z. B. Tilly und Gustav Adolf. Von Schweden und ihren Gegnern, den Kroaten (Krabaten, „Krawatentürken"), erzählen viele Sagen, ihre Greueltaten müssen einen tiefen Eindruck hinterlassen haben. Unter den Generalen Friedrichs des Großen genießt der alte Zieten das größte Ansehen, die Sage macht ihn zum Hexenmeister und erzählt von ihm, daß er, um der feindlichen Übermacht zu entgehen, vorübergehend seine Leute in Bäume verwandelt und den Feind später im Rücken angefallen habe.

b) Einzelne Sagengruppen.

Die deutsche Kaisersage.

In allen deutschen Gauen bekannt ist die Sage vom Kaiser, der im Kyffhäuser schläft und dort seiner Wiederkehr harrt. In dieser Kyffhäusersage haben sich zwei ursprünglich verschiedene Sagenstoffe zusammengefunden: die Sage von Helden im Berge und die Sage vom wiederkehrenden Kaiser Friedrich. Erstere ist allgemeiner mythischer Natur, sie kehrt an den verschiedensten Orten Deutschlands wieder und wird von verschiedenen Kaisern und Helden erzählt; sie ist uralt.

Der Glaube, daß Volkshelden: große Krieger nicht sterben, sondern „entrückt" werden, lebendig verschwinden, ist unter Naturvölkern viel verbreitet. Der gewaltige Eindruck, den solche überragende Persönlichkeiten hinterlassen, läßt den Gedanken an den Tod, an ein Ende ihres Lebens nicht aufkommen; deshalb glaubt der Naturmensch, daß sie, wenn auch in anderer Gestalt, im fremden Land oder in der Erde weiterleben als Schutzgeister ihres Volkes. Diese Vorstellung hat sich an vielen Orten Deutschlands mit lokalen Sagen von Höhlen, zerfallenen Schlössern und anderen rätselhaften Verstecken verbunden; die unsterblichen Kämpfer der Vorzeit sind in diese unzugänglichen Orte gebannt und harren dort ihrer Wiederkunft. Diese Sage geht sicher ins germanische Altertum zurück. Die neuere Geschichte bietet folgende Parallele: Im Volke zu Straßburg

und im Elsaß überhaupt ging noch viele Jahre nach dem Tode des Kaisers Napoleon der Glaube, daß er nicht in St. Helena gestorben sei; dies sei eine lügenhafte Erfindung seiner Feinde. Er lebt, sagten die Leute, noch und wird mit den Mohren und Türken kommen und in neuem Glanze und neuer Macht wieder auf seinen Thron steigen und die Welt beherrschen.

Anders verhält es sich mit der zweiten Sage. Sie knüpft an den geschichtlichen Hohenstaufen, Kaiser Friedrich II. (die Verwechslung mit Kaiser Friedrich Barbarossa erfolgte erst später), an und erhob sich bald nach dessen absichtlich verschwiegenem Tode. Sie fand Glauben, und mehrere falsche Friedriche traten auf. Die Sage lebte weiter, trotzdem alle jene Betrüger untergingen, und gewann, vermischt mit kirchlichen Reformgedanken, vielen Anhang im Volke: der wiederkehrende Friedrich ward zum Erneuerer der Kirche. So erwähnen den Volksglauben Schriftsteller des 14. Jahrhunderts. Mancherlei ältere umgehende Sagen, auch solche, die sich auf die Gewinnung des heiligen Grabes, auf den Weltuntergang, die letzte Schlacht usw. bezogen, kristallisierten sich nach und nach um die verklärte Sagengestalt des wiederkehrenden Kaisers Friedrich. So ward Kaiser Friedrich zum Träger aller schwärmerischen Ideen, die das ausgehende Mittelalter mit einer Sehnsucht nach einem mächtigen Reiche und einer geläuterten Kirche erfüllten.

Im 15. Jahrhundert erscheint zum ersten Male der ersehnte Kaiser Friedrich im Berge, lokalisiert im Kyffhäuser. Offenbar hatte der Volksglaube in der Goldenen Au den hochragenden, die weite Gegend beherrschenden Kyffhäuser, dessen Gipfel eine bereits um die Mitte des 15. Jahrhunderts in Trümmern liegende Feste krönt und wo einst deutsche Kaiser weilten, bereits als Sitz verzauberter Helden bezeichnet. In jener geistig bewegten Zeit des 15. Jahrhunderts vollzog sich dann die Verschmelzung beider Sagen; der im Kyffhäuser schlummernde Held ward Kaiser Friedrich. Der Kyffhäuser war als Träger der Kaisersage um so geeigneter, als er zugleich ein gefeierter Wallfahrtsort, zu dem Tausende strömten, war. So ging die Mär vom verwunschenen Idealkaiser hinaus in alle Lande.

Im 16. Jahrhundert tritt dann die Verwechslung Kaiser Friedrichs II. mit Kaiser Friedrich dem Rotbart in die Erscheinung. Wie sich die Sage damals im Reformationszeitalter gestaltet hatte, zeigt folgender Auszug aus einer 1537 ausgegangenen seltenen Flugschrift, betitelt „Von Keyser Friderichs vermeynter Widerkunfft.

Auß einem Gespräch eines Römischen Senatoris vnd eines Teutsch[e
Anno 1537 auß gegangen". In jetz angedeutem Gespräch fragt vnd[
anderm der Römische Senator: Was man doch in Teutschen Lande[
von Keyser Friderichen, vnd seiner Zukunfft sage; sintemal zu Ro[
vnd allenthalben in Italia viel vnd mancherley von ihm gesagt werd[
wie er auff Erdreich verlohren vnd verzuckt seye, vnd zu diesen Zeite[
widerumb in Teutschland kommen solle? Hierauff antwortet de[
Teutsche, so in gemeldtem Gespräch Parcifal genennet wird, m[
nachfolgenden vmbständlichen Worten: Fridericus II genant Kaise[
Friderich der Ander, (ist gebohren von Keyser Heinrich dem Sechsten[
seine Mutter war Constantia des Königs von Sicilien Schwester) i[
nach Keyser Othen dem Vierten, zum Keyser erwehlet worden, d[
man zellet 1212 Jahr, vom Papst Innocentio dem Dritten gekrön[
worden; hat das Keyserthumb regiert 33 Jahr vnd einen Sohn ver[
lassen, Manfredus genant, den er bey seinem Leben zu einem Köni[
in Sicilien gemachet, vnd ist ein weyser wol-beredter Mann gewese[
der fünff Sprachen Griechisch, Saracenisch, Lateinisch, Teutsch vn[
Welsch fertig hat reden können. Nun wöllen etliche sagen er seye auf
eine Zeit vom Türcken gefangen, vnd von dem Reich verlassen wor-
den. Vnd ob er wohl ein lange Zeit, ja etliche Jahr des Türcken Ge-
fangener gewesen, hat ihn doch niemand nach seinem Gefällen wöl-
len ledig machen. Nun hatte der Türck einen Thiergarten, darin vie[
grausamer wilder Thier waren, darzu in viel hundert Jahren kein
Mensch kommen war, noch kommen dörffte. Der Türck wußte von
seinen Eltern her, daß dieselbigen Thier vier Edelgestein bey jhnen
hetten welche vber den grösten Schatz auff Erden geachtet waren,
vnd die Thier alle Mittag bey klarem Sonnenschein mit den Steinen
spieleten: vber viel Jahr gedachte der Türck: möchte der Römische
Keyser die Stein von den wilden Thieren zu wegen bringen, du wol-
test jhn ohn alle Entgeldnuß ledig lassen: das hielte der Türck dem
Keyser für. Keyser Friederich nam Bedenk-zeit wolte darbey auch wis-
sen, was für Tugend oder Krafft die Stein an jhnen hetten? Das ließ
jhm der Türck offenbaren: alß nemlich der erste Stein hatte die Krafft
Invisibilitatis der Unsichtbarkeit; der ander Impassibilitatis der Vn-
leydigkeit; der dritte Agilitatis der Behendigkeit; der vierte Stein
Immortalitatis, der Vnsterblichkeit. Der Keyser gedachte: wann mir
Gott die Gnad gebe, daß ich den Stein der Vnsichtbarkeit erlangte, ich
wolte auß all meinem Leyden vnd grossen Nöten kommen. Alß er
nun alles bey sich erwogen, ließ er dem Türcken ansagen, er wolte
solches mit Geding annemmen vnd sich der Sachen vnderstehen vnd

antwortet: Man solte jhm etliche Tücher oder Gewandt darzu geben, vnd jhm ein Loch vnder dem Thiergarten graben, biß an das Ort, da die Thier jhre Wohnung hetten, daß er auß dem Loch vnversehens möchte zu den Thieren kommen. Der Türck that nach des Keysers Willen, ließ das Loch graben vnd gab jhm Tuchs genug. Alß nun alle Ding gerüstet waren, befahl sich Keyser Friderich andächtiglich Gott, vnd bat jhm Gnad vnd Hülffe zu thun, vnd sprang mit grosser Behendigkeit auß dem Loch vnder die wilden Thier, dieweil sie zu Mittagszeit mit den Steinen spieleten, vnd eylends erhaschet er den einen Stein, ließ flucks das Tuch nach jhm fallen, vnd sprang dem Loch zu: bald zerrissen die Thier das Tuch zu kleinen Stücken. Da aber Keyser Friderich das Loch widerumb erlangt hatte, bedachte er sich wol, was jhm zu thun were, gieng auß dem Loch vnder das Volk, niemand vermercket jhn, auch sahe jhn niemand: dadurch probieret er seinen Stein, daß es der Stein der Unsichtbarkeit were. Da war er sehr froh, förchtet sich nimmer, vnd holet nachfolgendes einen Stein nach dem andern, ohn alle Forcht; wiewol sich die Thier dazumal sehr grausam stelleten: vnd zu dem letsten Stein stelleten sie sich grausamer, dann zu dem ersten. Welches alles der Türck mit seinen Herren oben am Fenster ligende, wol gehört vnd gesehen hatte. Da aber Keyser Friderich betrachtete die grosse Tugend vnd Nutzbarkeit der Steinen, ließ er den Türcken sitzen, vnd zog mit den edlen Gesteinen in das Römische Reich: welches sich der Türck nicht versehen. Da mochte er im Reich seine Wohnung haben, wo er wolte, sich sichtbar oder vnsichtbar machen, behend oder vnsterblich, leydlich oder vnleydlich usw.

Nun wöllen aber etliche, daß dieser Keyser Friderich, alß er vom Gefängnuß des Türcken erlediget gen Keyserslautern kommen seye da er seine Wohnung lange Zeit gehabt: alß man noch zu Lautern wol spüret an seinem Schloß, das er da gebawet, darbey ein schöner See oder Weyher, der noch des Keysers wird genennt. In demselbigen See soll der Keyser auff ein Zeit einen grossen Karpffen gefangen haben, vnd jhme einen güldenen Ring von seinem Finger an ein Ohr gehangen, zu einer Gedächtnuß. Derselbige Fisch soll alß man sagt, vngefangen in dem Weyer bleiben, biß auff Keyser Friderichs Zukunfft. Vnd wie man den Weyer auff ein Zeit gefischet, hat man zween Karpffen gefangen, die mit güldenen Ketten vmb die Hälß zusammen verschlossen gewesen, welche noch bey Menschengedechtnuß zu Keyserslautern an der Metzler-Pforten in einen Stein gehawen. Nicht weit vom Schloß war ein schöner Thiergarten gebawet, daß der Keyser alle wunderbarliche Thier auf dem Schloß sehen

möchte: welcher Thiergarten seyt dieser Zeit zu einem Weyher vn Schießgraben gemachet ist. Item in bemeldtem des Keysers Schloß hanget des Keysers Beth an vier eisernen Ketten: vnd wie man sagt so man das Beth zu Abends wol gebethet hat, seye es des Morgens widerumb zerbrochen. Item bey Keyserslautern ist ein Felß, darinn eine grosse Höle oder Loch, so wunderbarlich fundiert, darab sich viel Menschen verwundern: vnd hat niemands gewußt wohin sich das Loch fundiert, ist doch allenthalbe das gemein Gerücht gewesen, daß Keyser Friderich der verlohrene sein Wohnung darinnen haben sollte. Also hat man einen an einem Seil hinab gelassen, vnd oben an das Loch eine Schellen gehenkt; wan er nimmer weiters könne daß er die Schellen läute, so wolte man jhn widerumb hinauff ziehen: vnd alß er gar hinab kommen, hat er Keyser Friderichen in einem güldenen Sessel sehen sitzen, mit einem grausamen Bart. Der Keyser hat jhm zugeredt vnd gesagt: Er solle mit niemand reden, so werde ihm nichts geschehen; vnd soll seinen Herren sagen, daß er jhn da gesehen habe. Er hat sich weiter vmgesehen vnd einen schönen weiten Plan gesehen vnd viel Leuth vmb den Keyser stehen: er hat sein Schellen geläutet, ist ohne Schaden widerumb hinauffkommen, vnd seinen Herren die Bottschaft gesagt.

Weiters wöllen etliche sagen, daß, nachdem Keyser Friderich seinen Sohn Manfredum zu einem König in Sicilia gemachet, soll er ihm vergeben haben, vnd niemands seinen Tod offenbaren wöllen: da seye ein Koler gewesen, der habe dem Keyser Friderichen so gleich gesehen, daß man keinen vor dem andern hat erkennen können. Demselbigen Koler habe man des Keysers Kleidung angethan; seye also von jederman für den Keyser erkannt worden: vnd wan er zu Raht gesessen, vnd ein schöner Tag gewesen, hat er stäts gesagt: Ey wie so schön Wetter, jetzt were gut Kolen zu machen: wann man in Rathschlägen ihn alß einen Keyser etwas gefragt, hat er anders nichts gesagt, dann: Jetzt were gut Kolen machen. Alß sie nun nichts mit ihme außrichten können, haben sie jhn widerumb lauffen lassen: da ist er widerumb in Wald gegangen, vnd hat Kolen gemachet, wie vor: vnd alß er wie ein Koler widerumb schwartz worden, da soll der Teufel zu ihm kommen seyn, der ist auch schwartz gewesen, haben sich zusammen gesellet, vnd sind beyde mit einander verlohren worden, daß man nicht weiß, ob der Teufel den Koler oder der Koler den Teufel hinweg habe geführet; sind also beyde verlohren vnd nicht mehr gesehen worden.

Dargegen wöllen etliche sprechen, daß ein Berg bey Franckenhausen in Thüringen lige darinn soll Keyser Friderich auch seine Wohnung haben, vnd viel mal da gesehen seyn worden: vnd fürnemlich habe auff ein Zeit ein Schaafhirt der Schaafen bey dem Berg gehütet; vnd alß er auch gehört, daß Keyser Friderich in dem Berg wohnete, habe er auff der Sackpfeiffem gepfiffen: vnd da er nun vermeynt, er habe ein gutes Hofrecht (Ständchen) gemachet, habe er vberlaut geruffen; Keyser Friderich, das seye dir geschenckt. Da soll Keyser Friderich herfür gethan haben, sich dem Schäfer geoffenbaret, mit ihm geredt vnd gesprochen: Gott grüsse dich, Männlin, wem hastu hofieret? hat das Hirtlin gesprochen: Ich hab Keyser Friderichen gehofiret, soll der Keyser gesprochen haben: Hastu das gethan, so komm mit mir, er soll dir darumb lohnen, habe der Hirt gesagt: Ich darff nicht weit von den Schaafen gehen, hab Keyser Friderich gesprochen: Folge mir nach, den Schaafen soll kein Schad geschehen. Der Schaafhirt folget jhm; da soll jhn Keyser Friderich bey der Hand genommen haben, vnd nicht weit von den Schaafen zu einem Loch heneyn in den Berg geführet, sehen sie zu einer eisenen Thür kommen, die alßbald von sich selbs auffgangen; da seye ein schöner großer Saal gewesen, darinnen viel Herren, vnd viel dapfferer Diener, die jhme Ehr erzeigten: nachfolgends habe jhm der Keyser auch freundlich Ehr erzeigt vnd habe jhn der Keyser Friderich gefragt: Was er für einen Lohn begere, daß er jhm gepfiffen habe? hab das Männlein gesagt: Nichts, hab der Keyser gesagt: Gehe hin, nimm an meinem güldenen Handfaß den einen Fuß zu Lohn. Das habe das Männlin gethan: vnd wie jhm der Keyser befohlen, seye er den anderen Tag gen Franckenhausen gegangen, das Gold probieren lassen, verkaufft, vnd gesagt: Er hette das Gold von Keyser Friderichen, vnd alß er von dannen geschieden, habe jhn Keyser Friderich viel seltzamer Waffen, Harnisch, Schwerdter vnd Büchsen sehen lassen; vnd habe zu jhm gesagt: Er solte den Leuthen sagen, daß er mit diesen Waffen das heilige Grab gewinnen werde: vnd habe hierauff den Hirten widerumb herauß geleiten lassen usw.

Item nach Innhalt vnd Außweisung vielerhand Prophezeyhungen, soll benannter Keyser Friderich widerumb kommen, bey dieses hochlöblichen Christlichen Keysers Zeiten, der sich schreibt Carolus V. vnd soll jhm helffen gewinnen das Keyserthumb zu Constantinopel, Jerusalem, vnd das heilige Grab: das soll geschehen, so man schreibt acht oder neun vnd viertzig Jahr, vber die fünffzehenhundert; mitler

Zeit soll dieser Keyser viel vnd mancherley Anstöß haben, von vielen Nationen angefochten, von Christen, Juden, Heyden, Türcken vnd Saracenen: vnd ob er schon zu Zeiten einen harten Puff bestehet, soll er doch seinen Scepter vnd schneidendes Schwerdt auffrecht durch alle Welt führen: er soll außreuten den Saracenischen vnd Machometischen Glauben, sampt viel anderem Vnkraut: vnd soll der Türck bey Cöln auff der Agrippischen Erden erschlagen werden: vnd alßdann soll die Propheceyy, die vor langer Zeit beschrieben, bey dießes Keysers Zeiten erfüllt werden; daß diesem löblichen Keyser nichts vor soll stehen, vnd weren schon die Mauren von Eisen oder andern Metallen gegossen: dann wird erfüllet die Propheceyy, daß die Christen vber Meer werden fahren mit grossen Hauffen wie die Mücken, vnd in viel grosser Widerwerdigkeit vnder allem Volck wird die Zeit das 50 Jahr erlangen dann soll Keyser Friderich kommen, vnd vnserm frommen Christlichen Keyser helffen gewinnen Jerusalem vnd das heilige Land: dann werden alle Christen erfrewet werden, das Lobgesang Te deum laudamus singen, mit lauter Stimm ruffende: Keyser Friderich ist kommen; dann wird sich alle Welt zu vnserem hochlöblichen Keyser gesellen vnd Freundschafft mit jhme machen: dann wird man sprechen, Fridreichers Keysers ist nie auff Erdreich kommen: dann wird mancher Weib vnd Kind verlassen, diesem Friedreichen, hochlöblichem Keyser nachzufolgen, von wegen seiner grossen Wunderthaten: dann wird der dürre Baum in Griechenland grünen, daran wird vnser frommer heiliger Keyser seinen Harnisch hencken, vnd seinen Schildt darneben, daran wird geschrieben stehen:

Wir Carolus der Fünffte Römischer Keyser, ein Mehrer des Reichs, ein Herr der gantzen Welt: dann wird er auffheben seinen Scepter, vnd wird Fried seyn in aller Welt: dann wird das gülden Alter vnd die güldene Zeit erfüllet vnd herfür kommen. Also vnd der gestalt wird Keyser Fridenreich kommen, daß Fried vnd Einigkeit wird seyn in aller Welt, ein Hirt vnd ein Schaafstall. Darzu verhelffe vns Gott vnd die heilige Dreyfaltigkeit. Amen.

Wie sehr die Sage damals im Volke lebendig war, beweist die Tatsache, daß als am 14. Februar 1546 auf den Trümmern der Kyffhäuserburg ein alter irrsinniger Schneider gefunden ward, der krause Reden führte, sofort sich viel Volks versammelte, das den Irren als den erstandenen Kaiser Friedrich bezeichnete. Es muß also damals im Volke der Umgegend der Glaube an Kaiser Friedrich

sehr lebendig gewesen sein. Im 17. Jahrhundert hat Johannes Prätorius, ein gelehrter Sammler von allerhand Überlieferungen, die Kaisersage noch von alten Leuten und einem Studenten vernommen. Ein Bauer soll im Kyffhäuser den Kaiser gesehen haben.

Neben der Sage von Kaiser Friedrich her ging im Mittelalter eine Volkssage, die an Kaiser Karl (wahrscheinlich Karl den Großen) anknüpfte. Sie ist im 13. Jahrhundert bezeugt. Ein Kanonikus Jordanus von Osnabrück hat um diese Zeit ein vielfach auf Volksüberlieferungen verweisendes Werk über das Römische Reich verfaßt. In dieser Schrift führt der Verfasser auch eine im Volke verbreitete Weissagung (vulgare propheticum) an, wonach ein Kaiser mit Namen Karl „vom Stamme des Königs Karl" wieder von den Toten erstehen und Fürst und Monarch von ganz Europa werden, die Kirche und das Reich reformieren werde. „Aber nach ihm wird kein anderer mehr als Kaiser herrschen." Also schließt Jordanus seinen merkwürdigen Bericht. Danach war auch Karl der Große in der Volkssage lebendig geblieben und auch an ihn hatten sich Wünsche geheftet, wie sie im Mittelalter in den Herzen gehegt wurden.

Diese Anspielung auf Kaiser Karl ist deshalb wertvoll, weil sie uns eine Erklärung bietet für die noch jetzt am hessischen Odenberge haftende Volkssage vom verzauberten Kaiser Karl. Im Kattenlande haben sich offenbar Spuren jener alten Karlsage erhalten. — Das gleiche gilt von jenem Sandberg zwischen Nürnberg und Fürth, in dem ebenfalls Kaiser Karl am Tische sitzen und schlafen soll, und vom Untersberg im Salzburgischen.

So sehen wir, wie nebeneinander zwei Kaisersagen bestehen, die sich im Laufe der Zeit verschmolzen, so daß neben Friedrich auch Karl als verwunschener Kaiser genannt wird. Auch wird neben dem Kyffhäuser vielfach ein anderer Berg oder eine Burg als Aufenthaltsort des Kaisers genannt. Von der Kaiserpfalz zu Kaiserslautern sowie von der Burg Trifels wird erzählt, man müsse dem Rotbart daselbst jede Nacht ein Bett bereit halten, damit er dort schlafen könne; denn er sei nicht gestorben, sondern zu Hagenau in der Burg lebendig verschwunden.

Dann hat die Sage die schlafenden Kaiser auch in rätselhafte Höhlenberge versetzt. Die Sage behauptet, daß Kaiser Karl V. im Untersberge bei Salzburg hause und die kleinen Bewohner desselben beherrsche. Er sitze an einem runden Tische, um welchen sein Bart bereits zweimal gewachsen sei; umspannt er ihn das dritte Mal, so erwacht der Kaiser aus seinem Schlafe; das Ende der Welt

ist alsdann nahe. Der Antichrist erscheint und auf den Feldern von Wels kommt es zu grimmiger Schlacht. Die Engel des Himmels stoßen in ihre Posaunen und das letzte Weltgericht nimmt seinen Anfang. Höhlenberge sind Berge, in denen nach altdeutschem Glauben die Toten hausen; es ist deshalb wohl faßbar, warum man in besonders eindrucksvolle Berge die Könige und ihre Heere versetzte. Weithin ragende Berge in althistorischer Umgebung sind stets die Mittelpunkte der Sagenbildung. Die Namen der verzauberten Kaiser und Könige sind in den Sagen verschieden: im Odenberge lebt „Karle Quinte" (Karl V.), einzelne Überlieferungen sprechen auch von Karl dem Großen. Im Kyffhäuser schläft Kaiser Friedrich, „der Ketzer", Kaiser Friedrich der Rotbart. Im Untersberg sitzt Karl V., daneben wird Kaiser Friedrich genannt. Im Bibelstein auf dem Ochsenfelde (Elsaß) weilt Kaiser Friedrich der Rotbart. Im Gesümpf bei Weiden sitzt Karl V. Von anderen Bergen wird ohne Namennennung nur erzählt, daß darin ein König hause, so im Fichtelgebirge und im Guckenberge (Franken). Im Hügel „Babilonie" zwischen Lübbecke und Holzhausen sitzt der sagenhafte alte König Weking und harrt, bis seine Zeit kommt. Im Sudemerberg bei Goslar sitzt Kaiser Heinrich.

Eine seltsame Überlieferung, die mehrere Kaiser zusammenführt, kommt vom Harze; sie nennt auch einen Kaiser Otto als Verzauberten. Diese Sage lautet: Im Burgbrunnen auf der Harzeburg fährt es oft wie mit Kutschen umher und rauscht gewaltig. Einige sagen, als Kaiser Heinrich IV. vor den Sachsen geflohen sei, habe er die Krone in den Burgbrunnen geworfen und die sei noch darin. Andere sagen, es sei ein Kaisersarg in dem Brunnen, und andere, ein Kaiser sei in den Brunnen verwünscht. Den Kindern sagen die Mütter, sie sollten nicht zu dem Brunnen gehen, weil Kaiser Rotbart darin säße. Daß die weiße Jungfer darin sei, weiß in Harzburg jedermann. Einstmals ist ein Verbrecher namens Schöppenstedt in dem Brunnen heruntergelassen worden, dem hat sollen das Leben geschenkt sein, wenn er glücklich aus einem Gange wieder herauskäme, der von dem Brunnen ausgehen soll. Als nun Schöppenstedt in dem Brunnen ist, kommt er an eine eiserne Tür, die tut sich auf und da steht die weiße Jungfer vor ihm und sagt: das sei sein Glück, daß er nicht aus Mutwillen hierher käme. Sie hat ihn nun in dem Gange entlang geführt und hat ihm so viel Geld gewiesen und gesagt: „wenn't bronswiekische Land mal pankerott wörre, soll dat wedder davon herestellt weren." Dann

sind sie auch in eine Höhle gekommen, darin hat eine Tafel gestanden. Und was nun die Kaiser gewesen sind, Kaiser Otto, Kaiser Heinrich und der Rotbart, die haben alle an der Tafel gesessen und haben Speisen vor sich stehen gehabt, und dem einen Kaiser ist der Bart durch die Tafel gewachsen, und in der Höhle sind große Schätze gewesen an Kleinodien und Geschirr, zumal an Krügen und Kelchen, das hat ausgesehen wie Holz, ist aber Silber und Gold gewesen. Zuletzt ist Schöppenstedt an dem jetzt sogenannten Schöppenstedter Grund wieder herausgekommen, an einer Stelle, die durch einen Kieserling bedeckt sein soll. Auf diesem Gange soll auch der Kaiser Heinrich IV. zu seinen Lebzeiten heimlich aus der Burg vor den Sachsen entwichen sein. — Abgesehen von den Gestalten deutscher Kaiser gehören noch mehrere Helden und andere Personen in den Kreis der Bergentrückung, teils mit dem prophetischen Zuge einstiger Wiederkehr, teils ohne denselben. So König Dan, zu dem hinunter man einst, wie zu Kaiser Friedrich im Berge bei Kaiserslautern, einen zum Tode verurteilten Verbrecher ließ, nahe Tönningen in Eiderstete, wo sich die Kyffhäusersage fast gleichlautend wiederholt. Ebenso sitzt bei Lauenburg im Kassubenlande ein König im Berge; auch zu diesem wurden Missetäter hinabgelassen. Drunten war ein Garten, darin stand ein Baum mit weißer Blüte, und der König saß auf silbernem Stuhle. Außer Königen hat der Volksglaube auch andere tapfere Krieger, z. B. Andreas Hofer, in Berge versetzt. Im Zobten, im Geiersberge sowie im Hausberg bei Hirschberg schlafen gefallene Helden, um in der Stunde der Gefahr zu erwachen und durch das Land zu ziehen. Ebenso im Röseberg bei Corvey. Von Maria, der Fürstin von Jeverland, meldet die Sage, daß sie in einem unterirdischen Gange des Schlosses zu Jever verschwunden sei. Man glaubt, daß sie dort noch lebe und eines Tages zurückkehre. Über das Erscheinen der Entrückten melden die Sagen Verschiedenes: Nach hessischer Sage kommt Karle Quinte alle sieben Jahre aus dem Odenberge, im Jahre 1826 will man ihn auf schneeweißem Rosse gesehen haben. Über den Zweck der Umzüge wird berichtet, daß Karl aus dem Odenberg hervorkomme, ehe ein Krieg ausbricht. Er gehört also zu den Vorboten großer Ereignisse, gleich dem Schnellertsgeist im Odenwalde und dem Kaiser im Untersberge.

Daneben tritt aber noch eine andere Fassung der Kaisersage auf, die auf eine Vermischung mit Sagen vom Ende der Welt hindeutet. Danach sollen der Kaiser und seine Heerschar im Unters-

berg jenes Tages harren, wo Unglaube und strafbare Herrschsucht den höchsten Grad erreichen und die Völker sich wie im Wirbelwinde aneinander drängen, um auf der weiten Ebene von Wels eine Völkerschlacht zu schlagen, in welcher Kaiser Friedrich mit seinem Heere der guten Sache den Sieg erringen würde.

So leben noch heute im Volksmunde uralte Überlieferungen. Die Nachklänge dessen, was vor vielen Jahrhunderten die Herzen des Volkes sehnsüchtig schlagen ließ, zittern noch immer fort in der Sage vom heldenhaften Kaiser, der, obwohl alt und weiß, nicht sterben darf, sondern harren muß der Stunde, da es gilt, sein deutsches Volk emporzuheben zu ungeahnter Macht und Herrlichkeit. So ist die Kaisersage des deutschen Volkes Herzenstraum und wird ihm heilig und unvergeßlich bleiben, solange deutsche Zunge klingt.

Schlachtfeldsagen.

Die Erinnerung an Schlachten der Vorzeit hat die Sage in ihrer Art vielfach festgehalten, sie bezeichnet eine ganze Reihe von Orten, an denen zu gewissen Zeiten im Jahre gespenstische Scharen einherziehen und miteinander kämpfen. Das sind die Seelen der Gefallenen, die den alten Kampf, dem sie zum Opfer fielen, am Jahrestage der Schlacht erneuen. Wo solche Sagen lokalisiert sind, da birgt der Boden Gebeine und Asche von Gefallenen. Viele solcher Kampfstätten kennt die Geschichte gar nicht, die Volkssage aber hat die Kunde von Vorgängen, die bald ein Jahrtausend und mehr zurückliegen, in ihrer Art lebendig erhalten. Der Boden der Schlachtfelder bleibt jahrhundertelang rot gefärbt.

Einige Beispiele solcher Schlachtfeldsagen mögen hier folgen: An die Überreste einer alten Römerschanze bei Alkofen knüpfen sich Volkssagen von einer hierum (vermutlich zwischen Hunnen und Bojoariern 910) gelieferten mörderischen Schlacht. Am Oedlisberg im Aargau öffnete man 1835 einen Hügel, von dem die Sage ging, daß dort Geisterscharen kämpften, und fand darin ein Gerippe und schwarze Asche, offenbar Überreste von Gefallenen. Bei Radeburg (Sachsen) liegt ein Heidenkirchhof, auf dem sich viele Aschenurnen fanden, auch dort will die Sage Geisterheere gesehen haben. Auf den alten Schlachtfeldern der Wendenkämpfe toben noch immer die kämpfenden Geister. Aus einem Berge bei Neuleiningen kam in gewissen Nächten eine bewaffnete Geisterschar hervor, um auf der nahen Ebene eine große Schlacht zu schlagen. Die Geister stritten zu Fuß und zu Roß mit großem Getöse, deut=

lich hörte man z. B. das Klirren der Waffen. Mit der neunten Stunde zog das ganze Heer in den Berg zurück.

Bei Frankenberg (Kurhessen) liegt eine Hochebene, die „Totenhöhe" genannt. In grauer Vorzeit wurde hier eine Schlacht geschlagen, und an dem jedesmaligen Jahrestage erheben sich in der Nacht die Gebliebenen und wiederholen von neuem das blutige Spiel. Als einst in einer Winternacht Holzhauer über die Höhe gehen wollten, sahen sie die Geisterschlacht; ganze Scharen von Bewaffneten zu Roß und zu Fuß kämpften in wildem Streite, daß dumpf der Boden davon dröhnte. Da ergriff sie Schrecken und Angst, und ihre Äxte wegwerfend eilten sie zu ihrer heimischen Hütte zurück. Als sie des Morgens wiederkamen, ihre Äxte zu suchen, sahen sie nichts als ihre eigenen Fußtritte im Schnee.

Im Fichtelgebirge gibt es eine Stätte am „steinernen Kreuz" bei Selb, wo sich Kaiserliche und Schweden allnächtlich bekämpfen. Schweden und Kroaten kämpfen alle sieben Jahre beim Dorfe Waldfisch bei Möhra in Thüringen. Vom Schlachtfelde bei Jena, wo 1806 die Preußen geschlagen wurden, behauptete die Sage lange Zeit, daß dort nachts zuzeiten die Gebliebenen aus ihren Gräbern stiegen und kämpften.

Burgensagen.

Viele geschichtliche Sagen haften an den Bauten der Vergangenheit: in erster Linie sind die trutzigen Ruinen mittelalterlicher Burgen, die auf steiler Höhe horsten oder an schmalen abstürzenden Felsvorsprüngen kleben, Tummelplätze der Sage. Diese kühn emporragenden, in ihrer Zerklüftung doppelt trotzigen Bollwerke, die weithin das Land beherrschen, fordern als Wunderwerke zur Sagenbildung geradezu heraus. In ihrer Einsamkeit liegt so viel Reiz, ihre geheimnisvolle Stille birgt so manche Rätsel, daß das Volk mit Vorliebe von ihnen erzählt und erfindet. Auch die im Gegensatz zu den Höhenburgen in Sumpf und Forst versteckten Wasserburgen übergeht die Sage nicht; selbst um das weltfernste zerfallene Gemäuer schlingt sie ihre Ranken.

So ist denn bei den Tausenden von Burgen in deutschen Landen eine stattliche Masse von Burgensagen vorhanden. Von der Erbauung vieler Burgen und anderer hervorragenden Bauwerke weiß die Sage zu erzählen, daß Menschen, besonders Kinder in die Fundamente eingemauert worden sind, um die betreffende Feste dauerhaft und uneinnehmbar zu machen. Von den Burgen Lich-

tenstein, Liebenstein, Harzburg, Vestenberg (bei Ansbach), Plesse (bei Göttingen), Nienover, Kraienberg, Henneberg und noch mancher anderen Burg liegen solche Sagen vor. Dafür, daß derartige kühne Bauwerke mit Menschenblut wirklich in alten Zeiten festgemacht wurden, daß also, wie so oft, die Sagen auf Tatsachen beruhen, sprechen die Funde von Kindergerippen beim Abbruch alter Burgen: des Schlosses Liebenstein (Thüringen), Kraienberg (ebenda). Auch auf der Burg Plesse, von der die Sage ein Bauopfer meldet, sollen Knochen im Gemäuer gefunden worden sein. Ursprünglich bezweckte das Einmauern lebender Menschen eine Sühne, das geopferte Wesen sollte böse Gewalten fernhalten, das Gebäude vor dem Einsturz bewahren. Der Glaube an die Sturmfestigkeit und Uneinnehmbarkeit solcher Burgen ist erst abgeleitet. An Stelle menschlicher Bauopfer traten, offenbar in späterer Zeit, tierische: Hühner, auch wohl Schweine. Bei einem Abbruche in Berlin wurden vor wenigen Jahren im Fundamente eines Hauses Knochen eines Hahns gefunden, Reste eines Bauopfers.

Zahlreich sind die Sagen über geheimnisvolle unterirdische Gänge in alten Burgen, von denen niemand weiß, wo sie münden und welchem Zweck sie dienten. Solche Gänge sind bei Reparaturen gefunden worden, z. B. auf der Burg Lauenstein, der sog. „Mantelburg" im Loquitztale. Es wäre der Mühe wert, bei Restaurierung von Ruinen nach derartigen Gängen zu spüren. Wie überall im alten Gemäuer vermutet die Sage auch in diesen Gängen Gold. Von der Moritzburg in Halle soll ein unterirdischer Gang nach dem Giebichenstein führen, an dessen Ende eine goldene Henne mit drei goldenen Eiern sitzt. Auch sollen gegenüberliegende Burgen öfter durch „lederne" Brücken verbunden gewesen sein. An dieser Angabe, die häufig wiederkehrt, muß etwas Wahres sein. In den Kellern mancher alten Burg schlummert köstlicher firner Wein, die Dauben der Fässer sind zerfallen, der Wein ruht in seiner eigenen Haut.

Alte Burgruinen mit ihren zerfallenen Mauern sind so recht geeignet, die Sagenbildung anzuregen: in den verlassenen, von Ranken umsponnenen Räumen, den offenen Türen und Fenstern, zwischen denen Pflanzen und Büsche wuchern, wispert's und raschelt's, und wenn die Mittagssonne über der Burg brütet und Mittagszauber waltet, mag wohl einem einsamen Schäfer oder einem Verirrten, der sich übermannt von der Mittagsglut zum Schlummer hinstreckte, die Hüterin der Burgschätze, die weiße Frau, erschienen sein,

die unerlöst des Glücklichen harrt, der die drei Proben besteht und sie vom Banne befreit und die Schätze gewinnt. Freilich, leicht sind diese Proben selbst für den Erkorenen nicht: er muß eine züngelnde Schlange küssen — brr! Nicht jeder vermag das, und mancher kehrt sich schaudernd ab, da ist der Schloßgeist verschwunden, und nur die leise verhallende Wehklage des unerlösten Geistes mahnt den Erkorenen daran, daß er sein Glück versäumt hat. Doch nicht immer und nicht jedem zeigen sich diese Geister. Einzelne gehen nur alle *sieben* Jahre, und zwar in der Johannisnacht. Schätze erscheinen auch in der *Christnacht*. Als Wächter der Schätze zeigen sich häufig gespenstige *Hunde* und *Schlangen*.

In der *Johannisnacht* steigen zerfallene Schlösser in neuer Pracht empor.

Auch die alten Ritter will man vereinzelt auf Burgen erblickt haben, wie sie Kegel spielten oder kämpften. In dunkeln Nächten (Rauhnächten) vernahm man das Aus- und Einfahren der Geister in einzelnen Ruinen.

Von den tiefen unheimlichen Kellern in Burgen und Schlössern weiß die Sage zu erzählen, daß dort Ungetüme hausen; einen Gefangenen verzehrte im Keller ein Lindwurm, ein Ungeheuer mit Schuppen, Ringelschwanz, Flügeln, vier Beinen und riesigem Rachen. Auch geheimnisvolle Strafwerkzeuge stehen in den Tiefen alter Schlösser. Im südöstlichen Turm des Bentheimer Schlosses soll sich ein heimliches Gericht befinden; hier mußte der Verurteilte auf eine Versenkung treten, die ihn einer Figur in die Arme warf, die mit tausend Messern von allen Seiten seinen Körper zerschnitt. Dasselbe erzählt die Sage vom Schlosse zu *Hirschhorn* am Neckar. Im Schloßhof soll eine Grube gewesen sein: auf ein gegebenes Zeichen erhob sich aus dieser Grube eine eiserne Jungfrau, welche den Verurteilten wie zum Kusse umklammerte und mit ihm in die Tiefe sank. Dort waren Messer und Schwerter angebracht, die, ihn vielfach durchbohrend, ihn dem raschesten Tod überlieferten. In einer roten Flüssigkeit, welche am Fuß des Schloßberges am Neckar, da, wo jetzt der „Lauer" sich befindet, zeitweise hervordrang, glaubte man das Blut der so schauderhaft Hingerichteten zu erkennen. Einer ähnlichen Sage nach stand in einem Basteiturm zu *Schweinfurt* eine eiserne Jungfrau, ebenso im Schloß zu Calbe.

Sagen von Kirchen, Klöstern und Denkmälern.

Altehrwürdige Kirchen umwebt die Sage mit üppigen Ranken besonders das Straßburger Münster ist reich an Sagen. Das gewaltige Gotteshaus soll auf einem See erbaut sein. Man könne heute noch, meint der Volksmund, unter dem Münster durch in einem Kahne fahren. Das wunderbare Uhrwerk hat zu der Sage Veranlassung gegeben, daß der Künstler selbst, weil ihn der Rat blenden ließ, sein Werk wieder zerstört habe. So reihen sich Sage an Sage, bald an dieses Bildwerk, bald an jenes anknüpfend. In der Johannisnacht aber steigen nach der Sage die alten Baumeister des Doms aus ihren Grüften und freuen sich ihres riesigen Werkes.

Auch vom Bau einzelner Kirchen wird erzählt, daß sie ein Menschenopfer gefordert hätten, doch erscheint hier die Sage seltener. In der Michaeliskirche zu Adorf (Sachsen) soll beim Abbruch eines Pfeilers ein Gerippe gefunden worden sein. An der Nordseite der Kirche zu Neuendorf bei Brück sind zwei natürliche Totenköpfe eingemauert, welche jetzt schon sehr verwittert sind, vor 60—80 Jahren aber noch wohl erhalten waren. Vor alten Zeiten suchte nämlich der Böse das Bauen von Kirchen zu verhindern, und es trafen deshalb die Bauleute immer Unglücksfälle, wenn man ihm nicht zwei Menschen opferte oder wenigstens zwei Schädel einmauerte, deren Seelen man ihm hiermit übergab. So geschah es zu Neuendorf, und die Kirche wurde deshalb glücklich vollendet. Auch an der Kirche zu Friedrichswalde bei Pirna (Sachsen) erblickte man früher drei eingemauerte Schädel.

In alten Kirchen feiern die Geister Gottesdienst. Tote, die in den Kirchen beigesetzt sind, verlassen an bestimmten Tagen ihre Gruft. Vom Alten Fritz, der in der Garnisonkirche zu Potsdam ruht, hat der Volksmund lange erzählt, daß er zu gewissen Zeiten aufstehe und aus der Kirche hervorkomme. In alten Klosterkirchen halten die toten Nonnen in gewissen heiligen Nächten Messe. Der Nachtwächter zu Speinshart ging, die Mitternachtsstunde zu rufen. Als er bei dem ehemaligen Kloster vorbeiging, sah er auf einmal die Kirche von unzähligen Lichtern erleuchtet. Schon 50 Jahre lang hatte er zu Mitternacht diesen Weg gemacht, aber niemals solche Erscheinung wahrgenommen. Neugierig wollte er sich von der Ursache derselben überzeugen und kletterte an einem Fenster der Kirche hinauf. Da sah er zu seiner höchsten Verwunderung mehr als 100 Mönche mit brennenden Kerzen im Schiffe und im Chore der Kirche.

luf einmal huben sie an, die Psalmen und Hymnen der Mette zu
ingen, also daß die Fenster der Kirche von dem Klange der Orgel
ind des Chorgesanges erdröhnten. Die Mönche waren totenbleiche,
chreckbare Grabesgestalten, bei deren Anblick es den Nachtwächter
iskalt überlief. Mit dem Glockenschlage eins verschwand die Er-
cheinung, und der Nachtwächter stieg halb ohnmächtig und betäubt
vom Kirchenfenster herunter. — Sagen vom Kirchgang der Toten
ommen sehr oft vor; wer am Gottesdienste der Verstorbenen teil-
enommen hat, der lebt nicht mehr lange.

Auch Schätze liegen in verlassenen Klöstern, z. B. im Kloster Cho-
in. Alljährlich sollen dort zwei Jesuiten erscheinen, um einen Teil
es Goldes abzuholen.

Einsame Waldkapellen umwebt die Sage mit ihren Ran-
en: wer einen Stein von ihnen wegführt, den trifft Unheil. Über
die Entstehung solcher kleinen Kirchen gehen sinnige Sagen um.
Eine Probe folge hier: Am Fuß des Kirchberges bei Lüdge wuchsen
n einer Nacht drei feurige Rosen, blühten eine Stunde lang und
verschwanden dann wieder. Als sich diese Erscheinung mehrere Nächte
hindurch wiederholte, fürchteten sich die Leute wie vor etwas Ge-
penstigem, aber die Klügeren faßten Mut, gruben am Tage unter
auten Gebeten an jener Stelle nach und fanden ein uraltes stei-
nernes Muttergottesbild, dem sie sogleich eine Kapelle erbauten.

Mit besonderer Zärtlichkeit behandelt die Volkssage die Glocken,
deren Stimme von der Höhe herab so vernehmbar in das Menschen-
treiben hineinklingen. Glocken gelten der Sage als belebte We-
en; werden sie von ihrem Platze gewaltsam entfernt, so bluten
ie, denn sie wollen ihren geweihten Platz nicht wechseln. Werden
ie dennoch fortgebracht, so haben sie Heimweh, das hört man an
hrem Klange, oder sie verstummen ganz. Glocken müssen getauft
werden, sonst hat der Teufel Gewalt über sie oder sie fliegen fort in
tiefe Wasser. Daß Glocken trotz ihrer Schwere durch die Lüfte fliegen
können, erzählt die Sage oft. Solche versunkene Glocken kom-
men am Johannistage zu Mittag an die Oberfläche; legt jemand
ein Tuch auf eine Glocke, so muß sie am Lande bleiben. Glocken
vermögen menschliche Sprache zu sprechen; mehrere Glockensprüche
finden sich in der Sage.

Verschollene Glocken sollen von Tieren gefunden worden sein.
„In das Kirchlein zu Bernhardsweiler stiftete vorzeiten eine Grä-
fin eine Glocke, die viel Silber enthielt, und nannte sie nach ihrem
Namen Anne Susanne. Bei einem Kriege flüchtete man die Glocke

und begrub sie im Walde. Erst etwa nach 100 Jahren wurde si dort von Wildschweinen herausgewühlt und bald darauf von Leute gefunden. Da niemand wußte, wohin sie gehöre, so hängte man si zu Dinkelsbühl in den Kirchturm. So oft sie daselbst geläutet wurde ließ sie nur ein schwaches Getön hören, welches lautete:

Anna Susanna,
Zu Berndsweiler will ich hangen!

Nachdem man diese Worte verstanden, brachte man die Glocke in das Kirchlein zu Bernhardsweiler, wo sie gleich beim ersten Läuten ihren schönen kräftigen Klang wieder hatte.

Der Klang der Glocken hat eine gewaltige Wirkung: selbst Gewitter müssen ihm weichen. Die heidnischen *Zwerge* flüchten vor dem weithin schallenden Glockengeläute aus dem Lande oder verkriechen sich tief in die Berge. Ist eine Schlange im Glockenmetall mit eingeschmolzen, so verschwinden alle Schlangen im Umkreis, soweit man den Ton der Glocke hören kann.

Versunkene Glocken heben zu gewissen Zeiten, z. B. in der Johannisnacht, von selbst zu tönen an. Wer ihren Klang vernimmt, kann sich auf sein letztes Stündlein vorbereiten. Nach anderer Sage vernehmen nur *Sonntagskinder* die Klänge versunkener Glocken. In der Stunde der Gefahr erhebt eine Glocke von selbst warnend ihre Stimme.

Von *Glockengießern* gibt es auffallend wenige Sagen. Eine vielfach wiederkehrende Sage, die als *Wandersage* bezeichnet werden muß, ist am Rhein also lokalisiert: Bei einem Glockengusse auf dem Kirchbeuel zu Honnef erstach der Meister einen Lehrling, weil dieser in Abwesenheit des Meisters den Hahn ausgestoßen und die Glocke gegossen hatte. Zum Andenken an die Tat wurde ein *Steinkreuz* errichtet, das nun in die Gartenmauer der von Bongartschen Villa eingemauert ist. Dieselbe Sage ist in Stieldorf heimisch, wo die große Glocke nach jedem Schlage dreimal stöhnt, weil um ihretwillen der Lehrling, der sie goß, von seinem Meister erschlagen wurde.

Von *Heiligenbildern* wird erzählt, daß sie ihren Platz allen Bemühungen der Menschen zum Trotz behaupten, werden sie mit Gewalt entfernt, so sind sie kurze Zeit darauf wieder am alten Orte.

Sagen knüpfen auch an *Bildstöcklein* an, sog. „Marteln", Gedenktafeln für Verstorbene, Verunglückte oder Erschlagene. Alte *Steinkreuze*, Sühnedenkmäler des Mittelalters, an Stätten errichtet, wo ein Totschlag geschah, haben der Volkssage zu vielen Er-

findungen Veranlassung gegeben, bei denen die Örtlichkeit, die Inschrift oder eigenartiger Zierat ausschlaggebend war.

Sagenhelden.

Wie im Volksliede, so herrscht auch in der Volkssage eine merkwürdige Parteinahme für kühne Räuber, die grell absticht gegen die sonstige farblose Überlieferung der Geschichte im Volksmunde. Einzelne solcher Räuber haben im 15. Jahrhundert gelebt, und vier Jahrhunderte lang ist der Volksmund bemüht gewesen, ihr Andenken frisch zu erhalten.

Der Führer der tollkühnen Seeräuber, die „Vitalienbrüder" genannt wurden, Gädeke Michel (hingerichtet 1402 zu Hamburg), hat bis vor kurzem im Kreise Ückermünde noch in der Volkssage in folgender Fassung fortgelebt: Gädeke Michel hatte ein Schiff, das stammte von Afrikas Küste und war verwünscht und verböst. Niemand konnte es einholen, und es war sicher vor allen Nachstellungen. Einmal bekamen sie den Gädeke Michel aber doch. Ein Fischer von Helgoland fuhr bei Nachtzeit mit seinem Kahne an Gädeke Michels Schiff und lötete das Steuerruder mit Blei fest; dann sagte er den Engländern, sie sollten den Schelm verfolgen. Wie nun die englischen Schiffe hinter Gädeke Michel her waren, gehorchte sein Schiff dem Steuerruder nicht mehr und wurde genommen. Gädeke Michel bat um sein Leben und versprach, den ganzen Strand von Helgoland mit harten Talern zu belegen, wenn man ihn laufen ließe; aber die Engländer taten ihm den Gefallen nicht, sondern nahmen ihn mit sich nach England und ließen ihn dort hinrichten.

Die Sage hat hier eine zeitgemäße Umbildung erfahren, indem an Stelle der Hamburger die Engländer traten. Ein Gegenstück zu diesem Seeräuber bildet der Lindenschmidt, ein Pfälzer Raubritter. Von ihm erzählte die Sage noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts, daß sein Aufenthalt die Burg Schadeck (Schwalbennest) bei Neckarsteinach gewesen sei, von wo aus er die Rheinebene und den Odenwald brandschatzte. Auf dem Brunnenpfad bei Hirschhorn soll der Lindenschmidt auf kohlrabenschwarzem Roß dahingesprengt sein, rasch wie eine Windsbraut vorbeifahrend, das vom Henker abgeschlagene Haupt unter dem linken Arm. Auch im Elsaß kennt man diesen Räuber. An der nördlichen Grenze des Elsasses auf einem südlichen niedrigen Vorsprunge desselben Berges, auf dem die Ruinen der Hohenburg emporragen, liegen die Trümmer des Schlosses Löwenstein oder Lindenschmidt. Nach der Volkssage,

die noch jetzt in der ganzen Umgegend verbreitet ist, war der Lindenschmidt ein allenthalben gefürchteter Raubritter und Wegelagerer der mit seinem Troß im Lande umherritt und namentlich die Rheinstraße für die vorüberziehenden Kaufleute höchst unsicher machte. Un Verfolger irrezuleiten, ließ er seine Pferde verkehrt beschlagen Noch zeigt man auf der Burg ein verschüttetes Felsentor, aus welchem er zu seinen Streifereien auszureiten pflegte.

Von neueren Räubern erzählen viele Sagen, wobei mehrfach behauptet wird, daß diese Räuber zugleich verwegene Zauberer waren. So berühren sich hier geschichtliche und mythische Sagenbestandteile.

Fürstensagen.

Daß die Sage Fürsten außerordentliche Kräfte verleiht, ist begreiflich. Von einem hessischen Landgrafen behauptet die Sage, daß er in der Lage war, Feuersbrünste durch Besprechen zu löschen. Er ging dreimal um die Flamme herum, besprach sie und warf ein Brot hinein. Dann hatte sie keine Gewalt mehr, weiter um sich zu greifen, und das Feuer war bald gelöscht.

Von fürstlichen Schlössern heißt es, daß darin große Schätze liegen. Im Schlosse zu Darmstadt bewacht eine weiße Frau den Schatz, in schweren Zeiten wird das Haus Hessen durch diesen Schatz gerettet werden.

Um die Schlösser der Fürstengeschlechter haben sich eigene Sagen gebildet. Diese Paläste, die etwas Ernstes und Feierliches haben und haben müssen, gaben der Einbildungskraft des Volkes reichen Stoff. Vor allem sind es weissagende Geister, die in den Schlössern umgehen und den Tod eines Mitgliedes dem Fürstenhause vorhersagen. Bekannt ist die Erscheinung der weißen Frau im Berliner Schlosse. In Berlin zeigte sich das Gespenst im Schlosse am 1. Januar 1598, acht Tage vor dem Tode des Kurfürsten Johann Georg, 1619 am 1. Dezember, 23 Tage vor dem Tode des Kurfürsten Sigismund, 1667 sah die Kurfürstin Luise Henriette das Gespenst nach der damaligen Mode frisiert und in Atlas gekleidet an ihrem Schreibtische sitzen und starb bald darauf; nachdem es sich 1659 auch gezeigt, ohne daß ein Todesfall erfolgte. Im Jahre 1656 trat es dem Oberstallmeister des Fürsten von Holstein, von Bernsdorf, als derselbe die Treppe hinuntersteigen wollte, in den Weg und packte denselben, als er es ruhig anredete, am Halse und schleuderte ihn die Treppe hinab. Am folgenden Morgen traf die Nachricht ein, daß die Mutter des Kurfürsten zu Crossen und

auch seine Schwester, die Herzogin von Schöningen, mit dem Tode abgegangen waren. Desgleichen erblickte der Hofprediger Brunsenius die weiße Frau ein Jahr vor dem Tode des Großen Kurfürsten (1688), gerade wie sein Kollege, der Hofprediger Berger, sie zwei Jahre vor dem Ableben Johann Sigismunds gesehen hatte. König Friedrich I. erzählte, daß er selbst eine ähnliche Erscheinung erblickte, und auch vor dem Ableben des Königs Friedrich Wilhelm II. soll eine weiße Gestalt auf der Treppe des königlichen Schlosses bemerkt worden sein. 1850 wurde die weiße Frau im Schweizersaal des königlichen Schlosses gesehen.

Im Schlosse zu Bayreuth erschien die weiße Frau mehreren französischen Generalen in den Jahren 1806 und 1809 und scheint selbst Napoleon, als er am 14. Juni 1812 im Schlosse weilte, erschreckt zu haben. Bald nach 1822 soll sie erlöst worden sein. In Dresden soll früher, so oft ein grauer Barfüßermönch, sein abgehauenes Haupt unter dem Arm und eine brennende Laterne in der Hand tragend, auf dem Walle der Dresdener Bastei und an der nach der Elbe gelegenen Stelle der früheren Festungswerke, welche die Jungfer oder das grüne Haus genannt war, sich sehen ließ, dies den Tod eines Gliedes der kurfürstlich sächsischen Linie angezeigt haben. Einige Tage vor dem Tode König Friedrich Augusts II. erblickte der Posten vor dem Bergpalais zu Pillnitz den Mönch. Daneben ließ sich auch eine lange Frau in weißen Gewändern sehen; sie zeigte sich besonders auf der Treppe der ersten zur zweiten Etage des ersten Turmes rechts im großen Schloßhofe, da, wo früher ein geheimes Kabinett und die kurfürstliche Handbibliothek war; so soll sie z. B. den Tod der Gemahlin des Kurfürsten Johann Georg II., Magdalena Sibylla, im Jahre 1687 angezeigt haben.

Im Schlosse zu Aschaffenburg soll sich 1854, bevor Königin Therese von Bayern starb, die schwarze Dame gezeigt haben. Zu Kassel im alten Klosterhofe beim Schlosse erschien eine weiße Frau, sobald der regierende Fürst sterben sollte. Die Landgrafen von Hessen glaubten an diese Botschaft und bestellten ihr irdisch Werk. Auch zu Darmstadt ward bei ähnlichem Anlaß eine weiße Frau gesehen. In der Familie des Fürsten von Fürstenberg zu Herdringen hat sich stets, wenn ein Todesfall bevorstand, eine weiße Frau sehen lassen. Auf den meisten Edelhöfen im Lippeschen, namentlich aber auf dem Schlosse zu Detmold läßt sich zuzeiten eine weiße Frau sehen. Man sagt, daß die weiße Frau in Detmold eine lippesche Gräfin sei, die sich gewünscht habe, an allem Leid und aller Freude

ihrer Familie ewig teilnehmen zu können. Sie geht deshalb noch immer um, sobald in der fürstlichen Familie eine Geburt oder ein Todesfall stattfindet. Tritt letzterer ein, so erscheint sie in grauer Kleidung. Man hat sie von der Kanzlei nach dem Schloß oft hinübergehen sehen. Im Schlosse zu Schwerin wohnt ein unerlöster Zwerg, der gewöhnlich in grauen Kleidern ging; wenn es aber Krieg geben sollte, trug er sich rot, und wenn einer (wohl ein Fürst?) sterben sollte, erschien er kohlschwarz. In dem Schlosse Waldburg-Zeil erscheint jedesmal, so oft ein Glied der fürstlichen Familie stirbt, das „Graumännlein“.

Auch leblose Gegenstände werden als Verkünder nahen Ablebens betrachtet, z. B. Uhren. Im Roten Schlosse zu Tann befand sich eine Standuhr, die bei jedem Todesfall eines Gliedes derer von Tann plötzlich stehen blieb.

Diese Hausgeister prophezeien nicht bloß den Tod: auch freudige Ereignisse melden sie an; so ließ sich im Hause des Fürsten von Fürstenberg regelmäßig ein grauer Mann sehen, sobald eine Hochzeit bevorstand. Im Schlosse Neuhaus ließ sich die weiße Frau auch vor einer Geburt und Heirat sehen.

Wappen- und Schildsagen.

Ein reiches Feld bot der Sagenbildung die Ausdeutung der Wappen und Feldzeichen der Fürsten und Adelsgeschlechter: namentlich mit rätselhaften Darstellungen auf Wappenschildern hat sich die Volkssage gern befaßt, die Literatur ist deshalb sehr groß. Fast jedes deutsche Fürsten-, Grafen-, Herren- und Ritterhaus hat seine Schildsage, die überlieferte Erzählung davon, wann und wie seine Vorfahren ihr Wappen überkommen — nicht alle diese Sagen sind volksmäßigen Ursprungs, viele sind heraldisch ausgeklügelt, aber es bleibt nach Abzug dieser künstlichen Schöpfungen noch immer ein erklecklicher Rest alter Volksüberlieferung auf diesem Gebiete. Manche wundersame Mär ist darunter, manche ist nicht mehr als Ausdeutung des Namens, doch mag zuweilen auch ein Körnchen Wahrheit darin sein. Hier wäre ein hübsches Forschungsfeld für Heraldiker.

Gehaltreicher als die Wappensagen sind die bei einzelnen Adelsfamilien vorhandenen Geschlechtersagen. Ich wähle zwei derselben als Beispiele aus. Die erste gehört zum alten Geschlecht der Asseburg und lautet: „In tiefer Nacht trat der Burggeist an das Lager der Burgfrau und forderte sie auf, ihm zu einer Frau, die

ihrer Hilfe bedürfe, zu folgen. Sie gibt willig ihr Jawort. Der Geist führt sie durch dunkle Gänge in ein unterirdisches Gemach, wo eine Gebärende ihres Beistandes wartet. Der wird ihr gewährt, und die Mutter, über die Geburt eines Knaben hoch erfreut, gibt der Edelfrau drei goldene Kugeln und drei kristallene Becher mit der Warnung, diese Gaben wohl zu verwahren, weil das Wohl des Asseburgschen Hauses damit innig verknüpft sei. Die drei Kugeln sind in der Folge, man weiß nicht wie, verloren gegangen und von den Bechern sind auch nur noch zwei vorhanden. Zwei Junker von der Asseburg kamen einst zu ihrer Mutter nach Wallhausen, mit ihnen ein Edler von Werthern. Beim fröhlichen Mahle begehrten sie aus den geheimnisvollen Pokalen zu trinken; beim heftigen Anstoßen aber zersprang der eine. Tiefe Schwermut ergriff beide Junker, und bei der Heimfahrt rissen die wild gewordenen Pferde den Wagen in einen tiefen Abgrund, in welchem man die Unglücklichen zerschmettert fand. Seitdem werden die beiden übrigen Becher mit der höchsten Sorgfalt bewahrt, der eine in der Burg zu Falkenstein (Harz), der andere zu Hinneburg in Westfalen. Der erstere, aus grüngelblichem Glase oder Bergkristall, wird nur besonders Begünstigten gezeigt.

An diese Sage aus Mitteldeutschland reihe ich eine aus dem Osten (Hinterpommern) stammende Sage gleicher Art an, sie betrifft das Geschlecht der Puttkammer: der Volksmund erzählt sie in folgender Fassung: Einst saßen drei Fräulein von Puttkammer auf ihrem Stammschloß in Schlakow, als plötzlich ein schwarzer Ritter eintrat und die älteste der Schwestern aufforderte, ihm zu folgen. Da ihr der Mut dazu fehlte, forderte er die zweite auf; aber diese konnte sich nicht entschließen mitzugehen. Die Jüngste endlich faßte Mut und ging mit. Der Schwarze führte sie durch den Garten in einen düstern Hain, wo er sie die Schürze aufhalten ließ und dann etwas hineinwarf. Dann verbot er ihr, sich beim Rückgange umzusehen. Sie konnte jedoch ihre Neugierde nicht beherrschen und sah sich um. Da erblickte sie ein Heer kleiner Gestalten, die mit schrecklichen Knütteln auf sie zukamen. Vor Schreck ließ sie den Inhalt ihrer Schürze fallen und floh. Im Saale angelangt, fand sie im Saum ihres Kleides drei goldene Ringe, die dort hängen geblieben waren. Am anderen Abend, als das jüngste Fräulein allein im Garten saß, trat wieder der schwarze Ritter zu ihr und sagte: „An diesen drei Ringen hängt das Schicksal deines Geschlechts; geht der erste verloren, so wird das Schloß einen Riß bekommen, der sich nicht wieder zumauern läßt; geht der zweite verloren, so wer-

den nur noch zwei Herren am Leben bleiben; geht auch der dritte verloren, so wird das ganze Haus verarmen." Hierauf verschwand er. Zwei Ringe sind nun bereits verloren; nach dem Verlust des ersten hat das Schloß wirklich einen Riß bekommen, und auch die Verheißung auf den Verlust des zweiten Ringes scheint in Erfüllung gehen zu sollen. Der dritte Ring ist noch vorhanden und wird sorgfältig aufbewahrt.

Vom Adel erzählt die Sage auch sonst mancherlei Eigenartiges: in der Volkssage lebt z. B. die Auffassung vom gesonderten Rechtsstand des Adels noch weiter. So erzählte man in Pommern: Wenn ein Edelmann etwas verbrochen hatte, so durfte er früher, nach dem Glauben der Leute, nicht ins Gefängnis geworfen werden, vielmehr bekam er als Strafe vom König eine goldene Kette zugeschickt, die mußte er um den Hals tragen. Der Scharfrichter kam zuweilen, um nachzusehen. Im Stolper Kreise lebte noch vor einigen Jahren ein Edelmann, der eine solche Kette trug. Im Königreich Sachsen begegnet mehrfach, bis in die neuere Zeit hinein, die Sage, daß eines Mordes schuldige, aber begnadigte Adlige dauernd eine schwarze Schnur tragen müßten; der Henker müsse sich von Zeit zu Zeit davon überzeugen, daß die Schnur um den Hals befestigt sei. Eine solche Schnur soll u. a. die Gräfin Kielmannsegge, Napoleons Freundin, getragen haben.

c) Neuere Sagenbildungen.

Im Gegensatz zum Volksliede hat sich die sagenbildende Kraft im Volke bis auf unsere neueste Zeit herab lebendig erhalten. Man kann bei günstiger Gelegenheit selbst heute noch die Entstehung der Sage beobachten: ein Beispiel mag genügen. In Pankow, einem Vororte Berlins, besaß ein alter Baron, Killisch, genannt von Horn, einen großen Park, den er liebevoll pflegte. Als er anfangs des Jahrhunderts starb, entstand die Sage, der Baron gehe in seinem Parke um, um sich regelmäßig davon zu überzeugen, daß seine Lieblinge im Park, Bäume und Blumen, gut gepflegt wurden.

Unter den Sagen, die in neuerer Zeit entstanden, ist keine rührender als die märkische Sage vom Trommler von Gröben. Sie lautet nach Handtmann, Neue Sagen 116: Als König Friedrich der Große zum ersten Male nach Schlesien in den Krieg zog, stand in seinem Heere als Offizier auch Kurt von Schlabberndorf aus Gröben. Leider erlag derselbe „als Sr. Mayestät wohl affectionirter

Herr Lieutenant schon in der scharfen Action, so bei Mollwitz zwischen den Königlich Preußischen und Kaiserlich Österreichischen Truppen vorgefallen und in welcher den Königlich Preußischen der Sieg verblieben, einer Blessur". Sein Diener aus Gröben, welcher als Trommler zugleich mit ihm beim Regiment gestanden und beim großen letzten Bajonettangriff wacker getrommelt hatte, brachte die Leiche seines Herrn nach Gröben zurück. Dort in der Kirche, linker Hand vom Altare, bezeichnet ein Gedenkstein die Ruhestätte des Helden, der mit seinem Könige die Siegeslaufbahn Preußens eröffnete. Der ehemalige Trommler lebte nun wieder als höriger Mann zu Gröben, ward aber nur wenig mit Arbeit beschäftigt. Er pflegte seines Herrn Grab und den ganzen Kirchhof getreulich. Stets begleitete ihn eine große graue Katze, welche er vom Regiment her mit nach Hause gebracht hatte. Eines Abends fand man ihn tot an der Kirchenwand sitzend, dort, wo im Innern der Grabstein des Herrn Leutnants stand. Man gab ihm an derselben Stelle sein Grab. Die Katze lagerte sich auf dem Grabhügel, wo sie nach einigen Tagen verendete. So oft seit jener Zeit ein Kriegszug für Preußen bevorstand, rührten sich die drei und entboten die Mannschaft aus dem Teltow zur Wacht für den König. Dann sieht man eines Abends die graue Katze vom Grabe des Trommlers aus, dessen Hügel freilich längst eingeebnet ist, an dem Efeu an der Kirchenwand emporklettern und übers Dach zum Turm hineilen, als wollte sie Sturm läuten. Darauf schreitet von 11 bis 12 Uhr nachts der Trommler durch Gröben und den Kietz und trommelt, daß man es bis Saarmund und bis Trebbin hin hören kann. Um 12 Uhr aber steht der Herr Leutnant von Schlabberndorf vor der Tür des Schlosses nach dem Garten zu, über welcher der Steinschild mit dem Familienwappen, dem äpfelfressenden Affen, angebracht ist. Er trägt die alte Uniform, schwenkt den Dreimaster und deutet mit dem Degen nach der Himmelsrichtung, in welcher der Feind zu suchen ist. Solches geschieht drei Nächte hintereinander. Damit weiß die Mannschaft in Teltow Bescheid. Anno 63, anno 66 und das letztemal anno 68, Mitte Juli ist es auch wahrgenommen worden. Dieses letzte Vorzeichen deutete auf ganz besonders schwere Zeiten und kam wohl um deswillen so sehr früh. Denn es dauerte ja von da ab noch fast zwei Jahre, ehe es mit den Franzosen losging.

Die Sage ist auch sonst bis in die neueste Zeit hinein nicht müßig gewesen. Sie hat die Napoleonische Zeit in ihrer Art umgestaltet: ein Napoleonischer Marschall soll auf dem Kyffhäuser von Kaiser

Friedrich über Napoleons Mißerfolg in Rußland unterrichtet worden sein.

Sie hat interessante Persönlichkeiten mit dem Nimbus des Geheimnisvollen stets mit Vorliebe behandelt, z. B. die 1863 zu Plauen bei Dresden verstorbene Gräfin Kielmannsegge, Napoleons Vertraute, deren einsiedlerisches Leben die Sage mit mancherlei Geschichten zu erklären versuchte.

Als der gewaltige Cäsar auf der Felseninsel St. Helena verschied, da — so erzählte man in der Gegend des Kyffhäusergebirges — wollte niemand an seinen Tod glauben. Überall wollte man ihn gesehen haben, in Ägypten, in Jerusalem, in der Türkei. Wir wissen es besser. An dem Tage, wo der Mann des Sieges auf dem felsigen Eiland starb, sahen zwei Männer aus unserer Gegend einen Mann mit einem gelblich-bleichen Gesicht, in einen grauen Mantel gehüllt, einen kleinen dreieckigen Hut auf dem Haupte, den Berg hinauf zu dem verfallenen Turm schreiten und verschwinden. „Mein Gott, das war Napoleon!" rief der eine aus. Da hörte man aus der Tiefe Schwertergeklirr und wildes Getöse. Der Berg erzitterte, und von der furchtbaren Dröhnung stürzte das Mauerwerk auf dem Kyffhäuser und in der Kapelle zusammen. Der Rotbart ist nun erlöst, und an seiner Stelle sitzt der Kaiser der Neufranken mit seinem schwarzen Haupthaar sinnend und träumend an dem Marmortisch. So hat das Volk seine sagenbildende Kraft bis in die neuere Zeit bewahrt.

Auch einige unserer Klassiker hat die Volkssage bereits mit sagenhaftem Beiwerk geschmückt: um Goethes Gestalt haben sich im Weimarer Volksmunde sagenhafte Gerüchte gebildet, daß der Olympier heute noch in seinem Heim wandele. So erzählt man sich in Weimar, daß ein unterirdischer Gang von Goethes Wohnhaus am Goetheplatz Nr. 2 nach dem Hause Nr. 13 der Deinhardtsgasse führte, das einst Eckermann innehatte. Der Garten hinter Goethes Wohnhaus ist gegen die Ackerwand durch eine Mauer abgegrenzt, in die ein steinerner Pavillon eingebaut ist. Die Tür des Pavillons nach dem Garten wird nur im Notfall geöffnet und schnell wieder verschlossen, denn — wenn sie aus Versehen offen gelassen wird, tritt in geisterhafter Nachtgestalt Goethe mit einem schönen jungen Mädchen am Arm daraus hervor und wandelt im Garten umher, bis man den Pavillon wieder schließt. In dem Nebengebäude im Garten befinden sich des Dichters Arbeits- und Sterbezimmer, deren Fenster abends mit Holzläden verschlossen werden. Oftmals wollen die Anwohner gegenüber zur Nachtzeit ein geheimnisvolles Leuchten und Glänzen

dieser Läden beobachtet haben. Manchmal, so berichtet die Sage weiter, wenn der alternde Goethe in seinem Arbeitszimmer saß und studierte, soll sich ihm etwas Wesenhaftes zart und katzenartig weich an die Seite gedrängt haben, wie ein Mädchen, das ihn liebte. Einmal, als es wiederkam, sah Goethe einen ganz feinen Arm, der sich über seine Brust spannte. Wenn er dann in der Dämmerung der Sommerabende in den Garten hinausging, tauchte ebenfalls etwas Unbestimmtes neben ihm auf, als ob jemand, der ihn übermenschlich liebe, unsichtbar um ihn sei. Auch andere Leute haben diese „Sommerseele" gesehen. So zeigte sich die Erscheinung im letzten Sommer vor Goethes Tode. Es war zur Zeit der Rosenblüte in heißer Mittagsstunde, und Goethes Enkelin Alma saß mit einer Dienerin im Garten. Goethe trat zu ihnen heraus. Da sah das Kind die Gestalt eines wunderschönen Mädchens mit goldenem, schleierartigem Haar und blauen Augen aus dem Schatten zu dem Großvater hinwehen. Goethe nahm die Enkelin, die vor Schrecken darüber ganz bleich und hinfällig geworden war, auf den Arm und trug sie aufs Bett in die Stube, wo sie erst allmählich wieder zu sich kam.

Von Lessing, der als Gottesleugner galt, erzählte das niedere Volk, als er am 15. Februar 1781 im Angottschen Hause zu Braunschweig starb, der Teufel habe ihn geholt.

3. Natursagen.

a) Einfluß der Landschaft auf die Sagenbildung.

Je mehr Rätsel die Natur dem Menschen darbietet, desto reicher ist sie an Sagen. Ein gewaltiges Gebirge, zerklüftet und schwer zugänglich, dichter endloser Wald mit See und Moor, das ist der Sage Reich. Hier wohnt der Mensch in zerstreuten Dörfern und Höfen, ganz dem geheimnisvollen Zauber einer gewaltigen Natur hingegeben.

Die Einsamkeit ist die Schöpferin der Sagen. Hier kann die Schöpfung ihren ganzen Einfluß auf die empfängliche Menschenseele entfalten. Wenn an trüben Wettertagen sich die Wolkenzüge in tausend wechselnden Gestalten über die Höhen jagen, sich bekämpfen, haschen, fliehen, wenn plötzlich Nebel emporsteigen, Wald und Berg verhüllen, wenn der Sturmwind pfeift und heult, dann erfüllt sich die Natur in der Einbildungskraft des einsamen Menschen mit Gestalten. Diese Belebung der Natur vollzieht sich überall, wo unerklärliche Naturvorgänge auf das Gemüt unvermittelt wirken. Ein

Meteor, das durch die Luft saust, ein leuchtendes elektrisches Phänomen, z. B. der Kugelblitz, wundersame Laute, wie ein rätselhafter Ruf aus weltverlorener Ferne in abendlicher feuchter Dämmerung erklingend, wecken das Echo der Sage. Weiße Nebel, die in sumpfigen Waldtälern aufsteigen, gleichen tanzenden Geistern, und ein Blick von der Höhe in ringende Wolkenmassen regt die Phantasie zum Dichten an. So ist überall in der Natur für das empfängliche Gemüt des schlichten Naturmenschen Stoff in Fülle zur Sagenbildung. Neben der Geschichte ist die Natur die mächtigste Sagenschöpferin.

Berge und Wälder in der Sage.

Einer gebirgigen Natur entsprechen in der Volkssage vor allem Sagen von Riesen (Hünen). Wo zwei hohe Bergkuppen einander gegenüberliegen, da läßt die Sage sie früher von Hünen bewohnt gewesen sein. Im Flachlande, z. B. Schleswig-Holstein, sind Riesensagen selten.

Im Innern der Berge hausen „Bergmännlein". Diese Berggeister, die den Zwergen verwandt, sind ihrer Natur nach teils gut, teils böse. Sie haben Macht über Geld und Gesundheit der Menschen, offenbaren nicht selten auch zukünftige Dinge; nur muß man ihnen furchtlos nähertreten und sie keck ansprechen. Als Rätsel, worüber sie zum großen Nutzen dessen, der um die Lösung fragte, Bescheid geben würden, nennt man in Oberösterreich „Das Kreuz in der Nuß" und den „Karfunkelstein". Zwar hat, wer über die Bedeutung dieser Dinge Auskunft haben will, manche Anfechtung zu bestehen, der Boden spaltet sich unter seinen Füßen, große Steine rollen von da und dort auf ihn los, ein Sturm erhebt sich, daß es saust und braust; aber bleibt man standhaft, so verweigern sie die verlangte Auskunft nicht, und Reichtum und Glück und Segen folgt einem auf dem Fuß. Aber wehe dem, der mit ihnen seinen Spott treibt; in allem, was er tut und anfängt, verfolgt ihn das Unglück, und oft endet ihre Rache erst mit dem Tode des Spötters. Wie man sie gewöhnlich sieht, sind es etwa drei Fuß hohe Männchen mit graulodenem Gewand und schwarzen Mützen, eine Lampe oder eine Spange Gold in der Hand.

Höhlen im Gebirge galten als Wohnstätten sagenhafter Ungeheuer, besonders der Drachen, die als gewaltige Schlangen gedacht werden, Schätze behüten und Menschenopfer heischen. In den Schweizer Alpen sind solche Drachensagen zahlreich. Die Erinnerung an St. Georg den Drachentöter mag die Sagenbildung beeinflußt

und begünstigt haben; doch mögen auch Erinnerungen an wirklich vorkommende Schlangen- und Eidechsenarten, sog. „Stollenwürmer", an die das Volk in einigen Tälern des Berner Oberlandes und des Solothurner und Aargauer Jura fest glaubte, mitwirken.

Führen Höhlen in das geheimnisvolle Innere der Berge, aus denen zuzeiten wundersame Geräusche ertönen, so ist der ohnehin aufs Dichten und Erklären gerichtete Sinn des gemeinen Mannes gleich bereit, Sagen zu spinnen. Diese Höhlen werden zu Toren, die in das Reich der Toten führen. Ein solcher Totenberg ist der Untersberg bei Salzburg, die Sage hat ihn frühzeitig für einen Berg der Totenwelt erklärt. Noch 1860 wollen Bauern aus der Umgebung viele Tote am Untersberg bemerkt haben. Ein Totenberg ist auch das Weingartenloch, in dem prächtige Wiesen und Weiden sich befinden, ebenso der Hörselberg bei Eisenach. Auch in ihn führt eine Höhle hinein, aus der man nach der Volkssage mächtiges Rauschen vernahm. Auch das Kyffhäusergebirge gehört hierher.

Solche Höhlen im Berge galten wohl auch beim Volke als Höllenpforten. „Teufelshöhlen" gibt es mehrfach in Oberösterreich. „Hellegrund" heißt eine Schlucht am Hohenstein, der höchsten Spitze des Süntels.

Über das Innere vieler Berge geht die Sage, daß sie mit Wasser oder Feuer gefüllt sind und eines Tages losbrechen werden. Zu Rhodt in der Rheinpfalz erzählt man, es sei ein Berg in der Nähe, der Hoheberg genannt, in dessen Innerem es zur Winterszeit bisweilen furchtbar brause, worauf sich jedesmal das Wetter ändere. Da haben sie einmal einen Bergknappen aus dem Böhmerlande daran geschickt, der erforschen sollte, was eigentlich dahinter stecke. Der Bergknappe hat herausgebracht, der ganze Berg sei bis oben voll Wasser und die Erde nur eine dicke Kruste darüber. Wenn die einmal aufbreche, werde die ganze Gegend überschwemmt. Auch ist in demselben Rhodt ein tiefer, tiefer Brunnen, unter dem eine unterirdische Strömung hörbar hinbrausen soll.

Als hohler, ganz mit Wasser gefüllter Berg gilt der Beyersberg, ein Basaltkegel der Vorderrhön. Andere sagen, in ihm glühe unheimliches Feuer und dumpfes Rollen töne aus seinem Innern. Erzhaltige Gebirge, z. B. der Harz, das Erzgebirge usw., haben ihre besonderen Sagen, da findet man die halbmythische Gestalt des Venedigers (Venetianers, „Wahlen"), des welschen Kucksgängers, der geheimnisvoll nach Goldadern sucht. Einzelne solcher Venediger (Italiener) mögen wohl früher in den Bergen herumgewandert sein,

um Schätze zu schürfen, doch haben ihre Gestalten in der Volkssage spukhafte, den Gebirgsgeistern entlehnte Züge angenommen. Die Sage schreibt ihnen Zauberkraft zu; sie sprechen ein Wort, das ihnen Schätze im Berge erschließt. Ein Venediger, der als Bergmann im Harz arbeitete, besaß einen kleinen Stein; solange den ein Arbeiter in der Tasche hatte, brauchte er nicht zu schaffen; das Gebirge lag immer schon losgehauen vor ihm. Die Venediger haben den Harz auf Edelsteine durchforscht, sie kennen alle Schätze im Berge und auch die Kunst, der Schätze Herr zu werden, sie besitzen Zauberbücher und kleine Teufelchen (Schweiz), kommen alljährlich wieder und schleppen viel Edelsteine weg.

In den erzhaltigen Bergen gehen eigenartige Gespenster um, z. B. im Harz der sog. „Bergmönch", ein Bergmeister, der zu seinen Lebzeiten so sehr für den Bergbau eiferte, daß er auch nach seinem Tode wandern will, um den Bergbau zu beaufsichtigen. Der Bergmönch erscheint den Menschen in der Kleidung eines Bergmeisters mit einem silbernen Grubenlichte. Seine Beschäftigung ist diese: er durchfährt alle Stollen, durchspürt jeden Bau, geht auch am Tage (auf der Oberfläche der Erde) an solchen Stellen, unter denen Erzgänge liegen, hin und her, und zwar bald langsam, bald schnell wie der Blitz. Bisweilen setzt er sich auf die Kunstgänge oder er hält sie auf oder er drillt auch die Wasserräder, je nachdem seine Laune ist oder je nachdem er den Schützer leiden mag oder nicht. Er tritt manchmal aus dem festen Gestein heraus in den Gruben, und das feste Gestein tut sich vor ihm auf, und ist er hineingetreten, schließt es sich hinter ihm so fest, daß keine Spur bleibt. Man hat ihn des Nachts oft aus alten Stollenmundlöchern und aus alten Pimpen, auch aus den engsten Räumen der Radstuben herauskommen und in denselben verschwinden sehen. Wem er gut ist, dem tut er manchen Gefallen, macht ihm Geschenke und erscheint ihm in Menschengestalt und in Menschengröße. Wem er böse ist oder wo er sich unbeachtet glaubt, oder sich um das Auge der Menschen nicht kümmert, erscheint er in seiner wahren Gestalt. Dann ist er riesengroß, gekleidet wie ein Geschworener. Seine Augen sprühen Flammen und sind wie Kutschenräder, sein silbernes Grubenlicht ist so groß wie ein Scheffel, und die Flamme desselben ist von entsprechender Größe und Helle, seine Beine sind wie Spinnengewebe. Wenn ein Bergmann seine Pflicht nicht tut, gibt er ihm den Rest.

In alten Zeiten hat man in den Gruben oft die Bergmännchen gehört; sie pflegten dann gewöhnlich durch ihr Klopfen anzu-

geben, wo reiche Erze standen; das Pfeifen in den Gruben konnten sie jedoch nicht vertragen. Ein Bergmann im Siegenschen hat einmal mit einem solchen Bergmännchen einen Pakt gemacht, daß es ihm eine Brücke über die Wasser im Stollen bauen solle; das hat es auch getan, und er ist so zu den besten Erzen gelangt und hat viel mehr verdient, als er gebraucht hat; eines Tags aber hat er sich einfallen lassen zu pfeifen, und augenblicklich ist der ganze Bau zusammengestürzt und er ist kaum mit dem Leben davongekommen. In den Bergwerken bei Hagen und in der Umgegend hört man oft das Erdmännchen klopfen, aber gesehen hat es noch keiner. Besonders in den Stunden von 12—1 Uhr, sowohl um Mittag als um Mitternacht, arbeitet es in den Gruben, und dann darf kein Bergmann in denselben bleiben, wenn ihm sein Leben lieb ist.

Sagen von Seen und Sümpfen.

Reich ist die Sagenwelt, die sich an Seen knüpft: namentlich die erhabenen Bergseen sind von jeher dem Volke heilig gewesen. Diese Gewässer in ihrer majestätischen Ruhe wollen ungestört sein, wehe deshalb jedem, der durch einen Steinwurf ihren Frieden stört! Ein verheerendes Wetter bricht über ihn los. Sagenberühmt von alters her ist der Pilatussee in der Schweiz; er war wegen seiner Wetter so gefürchtet, daß bis ans Ende des 16. Jahrhunderts der Besuch streng verboten war. Solcher „Wetterseen" gibt es übrigens mehrere im deutschen Sagengebiete, auch in Kärnten kennt man welche. Ein sagenreicher See war auch der Mummelsee im Schwarzwalde, schon Grimmelshausen im „Simplizissimus" (Buch 5 Kap. 12/13) kennt ihn als Wettersee. Auch weissagende Seen kennt die Sage: färbt sich der Denser See in Kurhessen rot, so tritt Mißwachs oder Teuerung ein.

Tiefe Seen und trichterförmige Wasserlöcher gelten dem Volke vielfach als Stätten versunkener Schlösser und Gebäude, ja ganzer Dörfer, deren Einwohner gegen Gott oder Christus gefrevelt haben und deshalb verflucht wurden. In diesen tiefen Wassern hausen gespenstische große Fische, die man nicht fangen soll.

Über die Tiefe vieler Binnenseen und Teiche erzählt die Sage in merkwürdiger Übereinstimmung an den verschiedensten Orten, daß sie direkt mit dem Meere in Verbindung ständen; so heißt es in Oberösterreich: Der Kolmastümpfl ist so tief, daß man durchaus keinen Grund finden kann. Man versuchte es einmal, band Zwirn, ein ganzes Pfund, an einen Stein und ließ diesen ins Wasser; doch

es ward kein Boden erreicht. Es heißt daher auch, der Tümpfl habe seinen Abfluß im Meer. Ähnliche Seesagen laufen in Franken um, der Frickenhäuser See gilt als eine Ader des Meeres. Der Liebfrauensee bei Kissingen soll mit unermeßlichen Wasserbecken verbunden sein. In Franken gibt es noch mehr solcher unergründlicher Seen und Wasserlöcher. In Oberbayern ist besonders der Wallersee gefürchtet. Die Sage meldet, daß in der ehemaligen Gruftkirche in München zur Sühne des Wallersees alle Tage eine heilige Messe gelesen und alle Jahre ein goldener Ring geweiht und in den Wallersee geworfen wurde. Es herrschte allgemein der Glaube, daß falls das Felsenbett dieses Sees berste, ganz Bayern ein Raub der Fluten wäre. Als im Jahre 1755 in Lissabon das große Erdbeben war, tobte der Wallersee, und man glaubte, er stehe mit dem Weltmeer in Verbindung. Vom Salzunger See soll eine Äbtissin geweissagt haben, daß er dereinst die Hälfte der Stadt Salzungen verschlingen werde.

Sümpfe haben von jeher als unheimliche Plätze gegolten, das Volk hielt sie deshalb für Eingänge zur Hölle. Kleine tiefgehende, dunkle Moore mit trübem Wasser von düsterem, traurigem Aussehen hießen in Belgien „Helleput". Als Eingang zur Hölle galt auch der sog. „böse See" bei Labehn (Pommern), aus dem der Teufel um Mitternacht gefahren kommt. In den Sümpfen treiben die Irrwische (hessisch: Errfockeln, westfälisch: Quodlechter, Dwâllechte) ihr Unwesen: wo ein Mensch verunglückt, da sieht man vorher ein „Quodlecht". Auch sind Sümpfe (und Seen) vielfach die Schlupfwinkel von gefährlichen Ungetümen und Drachen. Irrlichter sind die Seelen ruheloser Selbstmörder (Schlesien); in Hessen glaubt man, daß es die Seelen von Kindern sind, die vor der Taufe starben. Auch ruhelose Geister erscheinen als Flämmchen, „Höllenlichter", „Scheinlichter". „Brennende Mandli", „Dickepôte" (Altmark), „Schnotgänger" (Westfalen), „Tümmeldink" (Schleswig-Holstein) sind provinzielle Namen für Irrlichter. Irrlichter sind Wesen mit gewaltig langen Beinen, die vom Kopf bis zur Zehe aus glühendem Feuer bestehen. Man kann deutlich die feurigen Rippen erkennen.

Meersagen (Schiffersagen).

Das Meer hat den Sinn der Germanen schon in der Urzeit mit Sagen erfüllt, die dem gewalttätigen, tückischen Charakter der See angepaßt sind und erzählen von den Meerungeheuern, die den Men-

schen nachstellen. Diese Meersagen sind noch heute lebendig: von Seegeistern und Seeschlangen fabeln die Schiffer, auch von holdseligen Seejungfern mit langen Haaren, die den Schiffen nachstellen, berichtet die Sage.

Jedes Seeschiff hat seinen Hausgeist, den „Klabautermann", der sich überall nützlich macht. Er ist klein, kaum zwei Fuß hoch, soll eine rote Jacke, weite Schifferhosen und einen runden Hut tragen. Man sieht ihn selten, hört aber sein Schaffen. Er weckt schlafende Seeleute in Gefahr und ist zu jeder Zeit des Schiffes guter Geist: schlimm, sehr schlimm ist es deshalb, wenn der Klabautermann das Schiff verläßt, sein Untergang steht dann bevor, Rettung ist unmöglich.

Uralt ist der Glaube an spukende Geisterschiffe. Es muß von solchen unheimlichen Totenschiffen bereits im Mittelalter erzählt worden sein. Eine Sagenaufzeichnung aus den Niederlanden berichtet: Als einstmals einer vom Adel, Gualterus vom Meer, Hofjunker bei Kaiser Karl V., gegen Island schiffte, begegnete ihm ein Schiff, mit großer Gewalt daherrauschend, darauf er ein erschreckliches Gespenst, wie einen schwarzen Mohren, als Schiffspatron gesehen. Des Gualteri Steuermann schrie an, wie gebräuchlich, frug was sie führten, wohin sie wollten. Der schwarze Schiffmann antwortete: „Wir führen den Erzbischof . . . und eilen zu dem Berg Hekla." Als Gualterus das hörte, ging er in sich, und als er zurückkam, ging er zu Leyden in den Franziskanerorden.

Solcher Schiffersagen gibt es noch viele, leider mangelt uns bis jetzt eine erschöpfende Sammlung. Eine Schiffersage, die offenbar ältere Motive umfaßt, lasse ich hier zum Abschluß folgen. Schiffer M. aus Honnef, im Begriffe, mit seinem Schiffe von Emmerich heimzufahren, kehrte mit seinen Kameraden in einer Schenke ein und bat die Wirtsfrau, welche Gewalt über die Winde hatte, ihnen für die Fahrt günstigen Wind zu verschaffen. Da machte sie drei Knoten in ein Tuch, gab es den Männern und sagte, einen, auch zwei von den Knoten dürften sie lösen, aber nicht den dritten. Bei Antritt der Fahrt lösten die Leute einen Knoten, und sofort erhob sich ein gelinder Wind. Später lösten sie den zweiten, da wurde der Wind heftiger. Als sie schon bei Oberkassel waren, gelüstete es einen, auch den dritten Knoten aufzumachen; er tat es trotz der Warnung der anderen, und es entstand alsbald ein so gewaltiger Sturm, daß das Schiff nicht vorwärts konnte und in große Gefahr kam.

b) Gewittersagen.

Die gewaltigen Kämpfe der Wolken im Gewitter, die sich in funkelnden Blitzen und rollenden Donnern austoben, haben auch in der Volkssage ihren Ausdruck gefunden.

Manche gespenstische Tiere, insbesondere hochphantastische wie der feuerspeiende Drache, erklären sich aus Wettergewölk oder anderen feurigen Lufterscheinungen. Im Jahre 1531 sahen Schnitter bei Albeck in Schwaben ein Wettergewölk, als ob ein großer „Track" sich auf den Acker herablieẞe und in einem großen Wind und Feuer alle Garben entführte, und am Ende des 18. Jahrhunderts sah man im Fürstenbergischen unter erschrecklichen Schlägen einen feurigen Drachen aus finsteren Wolken auf den Wolfshalder Hof herabfahren und ihn verbrennen. Der Drache ist groß wie ein Wischbaum, sein Kopf gleicht dem eines Fisches, der Schweif einem struppigen Besen, er fliegt sehr schnell haushoch und streut im Fluge sprühende Funken. Wo sich der Drache niederhockt, da ist das Gras in Gestalt einer Mondsichel ausgebrannt, dieser Fleck heißt „Alberfleck". Den Drachen nennt man in Freckenhorst (Westfalen) „Hêrbrand".

Die Sagen von Drachen, die feuerspeiend durch die Lüfte fahren, in Schlangenwindungen zischen und sprühen, sind aus der Anschauung entstanden. Aus der Höhe beobachtet, erscheinen die elektrisch geladenen Wolkenmassen wie Schlangen, die Blitze entsprechen dem glühenden Gifthauch entfesselter Nattern. An Stelle des Drachen erscheint auch ein feuriges Roß als Gestalt des Blitzes. Wie solche Sagengebilde der Wirklichkeit entsprechend entstehen konnten, erkennt man am besten an einer Schilderung der Wolkenkämpfe im Harz. Hier einige Proben: Eine dicke schwarze Wolke bedeckte das ganze Land und den Oberharz und lehnte sich an den Fuß des Brockens. Hier bildete sie tausend Veränderungen und nahm immer neue seltsame Formen an. Sie türmte sich zu hohen Wellen auf, bildete Schiffe mit Masten und Segeln, hohe riesenartige Felsen, alte Ruinen, Schlösser und Baumgruppen, streckte große Fühlhörner aus wie der norwegische Kraken. Durch einen starken Windstoß bekam sie höhere Kraft und schnellere Regsamkeit. „Die bizarrsten Gestalten bildeten sich durch das Geschiebe der Wolken: Drachen, Schlangen, Kamele, Krokodile, die sich gegenseitig verschlangen. Weiß, grau, dunkelblau und schwarz wogten die Wellen des Wolkenmeeres auf und ab und dazwischen heulte der Sturm." (Spieker, Harz 161. 173.)

In solchem Toben und Treiben der Elemente ist die Gewittersage entstanden. — Ist es ein Wunder, daß gerade in dieses Gebirge voll seltsamer Wolken- und Nebelgebilde die deutsche Sage den Sammelplatz der Hexen und Teufel, den Blocksberg (Brocken), verlegt?

Nebelsagen.

Ein Feind des Menschen, der seine Einbildungskraft in Spannung hält, ist der Nebel. Ungewiß ist seine Herkunft und verderblich ist er jedem, den er unerwartet heimsucht. So wandelt auf der Lüneburger Heide ein Nebelgespenst, das Klageweib: In stürmischen Nächten, wenn der Mond aus überhinziehenden Wolken sparsam hervorblickt, wankt es riesengroß, mit todbleichem Angesichte und schwarzen Augenhöhlen in weithin flatternde Leichentücher gehüllt und streckt sich mit seinen ungeheuren Armen lang über das einsame Bauernhaus, schauerlich wimmernd durch das brausende Dunkel. Unter dem Dache, über welches das Klageweib sich hinlehnt, muß im Laufe des Monats ein Hausgenosse sterben (Laistner, Nebelsagen 86). Durch die Heiden des Münsterlandes streift der Heidemann, der verspätete Mädchen unter seinen weiten Mantel nimmt, sich immer fester an sie schmiegt und sie zu Hause mit einem innigen Kusse entläßt. Wer den Kuß des Heidemanns empfangen, der ist dem Tode geweiht: ein Opfer des bösen Nebels im Heideland. (Laistner 195. 81. 87.)

Im Nebelgewande geht die Pest einher. „Wenn es starken Nebel hat, kommt die Pest ins Land," heißt es in der Oberpfalz. Im Neißtale bei Muskau ist eine tief unterwühlte Stelle, die heißt „das böse Ufer". Dort hat sich einst folgendes zugetragen. Ein Mann aus einem benachbarten Dorfe hatte den ganzen Tag im Walde Holz gefällt, und als der Abend nahte, ging er seiner Hütte zu. Da sah er plötzlich, wie über die Heide hin ein langer weißer Nebelstreif gerade auf ihn loszog. Dem Landmann graute, er beflügelte seine Schritte. Aber der Nebelstreif war schneller als der Mann, und als er ganz nahe kam, legte er sich gleich einer langen weißgekleideten Menschengestalt ihm auf die Schultern. Da erkannte der Mann, daß es die Pest sei. Zentnerschwer lag es auf seinem Haupte, seinen Schultern, drückte ihm die Brust, daß er vor Angst nicht wußte, wohin er sich wenden sollte. Er eilte vom Tale zum Hügel, vom Hügel auf das Feld, aber der entsetzliche Druck ließ nicht nach, und die weiße Nebelgestalt wich nicht von ihrem Opfer. Verzweiflung faßte den Mann. Ins Dorf wollte er nicht, um nicht die Pest ein-

zuschleppen; er kam zur Neiße, ans „böse Ufer“, und wollte sich in den Fluß stürzen. Da endlich ließ das Gespenst von ihm ab, die Brust wurde freier, er atmete auf, und wieder zog ein Nebelstreif über die Heide, aber von ihm weg, in einen sich öffnenden Hügel hinein: das Dorf war gerettet. Man begreift die Angst, die den von dichten Nebeln umringten Menschen überfällt, der machtlos ungewissen Gewalten preisgegeben ist. In solcher Seelenangst mag mancher Verirrte Töne und Geräusche vernehmen, deren Wirklichkeit nur in seinen erregten Sinnen besteht. So hörte ein im Fichtelgebirge im Nebel verirrter Reisender seltsame Töne, sah aber nichts. Durch solche Halluzinationen mag schon manche Sage entstanden sein.

Daß auch manche andere Gebilde der Sage auf Nebelerscheinungen zurückzuführen sind, zeigt folgende Sage von der Geisterkirche auf dem Rhein. (Stöber, Sagen d. Elsasses I, 33.) Auf einer Inselgruppe zwischen Kembs und Niffer, wo sonst nur Schilf, niedriges Gestrüpp und Weidenröschen wuchern, sieht man zur Adventszeit um die mitternächtliche Stunde eine schlanke, mit Türmen und Kuppeln geschmückte Kirche emporsteigen, welche das Volk als die Geister- oder auch als die Nebelkirche zu bezeichnen pflegt. Sie scheint nicht auf festem Boden zu stehen, denn ihre Türme bewegen sich leise bald hier-, bald dorthin, zwei weißen durchsichtigen Schleiern ähnlich. Man sagt, es sei diese Kirche, da eine große Volksmenge Heil und Zuflucht gesucht habe, von den hochbrausenden Wellen des Rheines verschlungen worden, und der Ton ihrer Glocke soll noch hie und da wie leise Geisterlaute vernommen werden.

Der märkischen Sumpflandschaft entstammt das Gespenst des „Graul“. Er geht nach Sonnenuntergang um, wenn Fieber aus den Sümpfen steigen, und neckt Kinder und junge Leute, indem er sie von hinten an der Schulter packt. Der Graul ist nach Handtmann (210) „ein spindeldürrer Riese, sein Gesicht ist erdfahl. Blaßgraue, ausdruckslose Augen glotzen unter der schmalen Stirn hervor. Gelbe, breite Zähne schieben sich aus dünnen Lippen heraus. Dürre lange Arme mit Fingern, wie Spinnenfüße anzusehen, fahren aus dem langen, schlotternden, weißen Gewande, welches bis hoch über den Kopf gezogen ist, plötzlich in jähem Ruck hervor. Seine Stimme ist ein heiseres Kichern, gleich als wenn ein Mensch so recht schadenfroh in sich hineinlacht.“

Auch die in ganz Deutschland bekannten „Aufhocker“ mögen meist Nebelgespenster sein, verursacht durch Atemnot bei dichtem Nebel.

Im Sturmessausen haben sich die Sagen von der „wilden Jagd" und dem „wilden Jäger" gebildet. Ursprünglich zwei verschiedene Stoffe, treten die Sagen vom Jäger und der wilden Jagd bald vereinigt, bald getrennt auf. Bald erscheint der Jäger allein als verdammter Geist, der mit seinen Hunden jagt; dann ist es wieder ein ganzes Heer, das ohne bestimmten Führer einherzieht. Örtliche Verschiedenheiten haben die Sage beeinflußt: je nach der Akustik mag das Toben des Sturmes bald erhabener, bald grausiger geklungen und die Einbildungskraft beeinflußt haben. Ob das wütende Heer mit altheidnischen Vorstellungen zusammenhängt? Ich will diese Frage weder bejahen noch verneinen, denn beweisen läßt sich nichts: möglich ist es, denn es findet sich mehrfach der Glaube, daß der Umzug des wilden Heeres für die Fruchtbarkeit des kommenden Jahres von großer Bedeutung sei.

Von Augenzeugen, die den wilden Jäger gesehen haben, wird er geschildert: im Harz als Förster in grünem Gewand, seine Bewegungen waren so, als ob er flöge und „als ob sich ein Fittich rege", doch kann es auch ein Mantel gewesen sein, den er auseinanderschlug. Den Hunden der wilden Jagd schlägt bläuliche Glut aus dem Rachen (Hinterpommern). Das wilde Heer besteht stets aus 42 Köpfen (Thüringen).

Die wilde Jagd nimmt immer einen bestimmten Weg. Jeder Versuch, diesen Weg zu sperren, mißlingt; über Nacht ist das Hindernis beseitigt, selbst Mauern halten nicht stand. Häuser und Scheunen, in welchen die Vorder- und Hintertüre in schnurgerader Linie sich gegenüberliegen, sind mit dem Durchzuge der Nachtgeister und des wilden Heeres heimgesucht. Ein Bauernhof am Battenberge bei Aargauisch-Brittnau kann nach dem Volksglauben kein Tor an der Scheune haben, weil der Geist des Schloßherrn von Witenbach jede Mitternacht in goldener, mit vier Schimmeln bespannter Kutsche hier hindurchfährt. Ein altes Strohhaus zu Merenschwanden, im Dorfteile Brühl gelegen, hat in der oberen Hälfte seiner Haustüre vier in Form eines Malteserkreuzes eingeschnittene Windlöcher. Schloß man, bevor dieses Kreuz eingeschnitten war, des nachts einmal unversehens die Türe, so wurde sie unter einsturzdrohendem Krachen geöffnet, mit großem Geräusche zog das wilde Heer daraus hervor, um des morgens vor der Frühglocke ebenso wieder einzuziehen. Ein langer Feuerstreif bezeichnet den Weg der wilden Jagd (Hinterpommern). In Hinterpommern reitet der Teufel als wilder Jäger auch auf Ziegenbock und Eber. Vor dem wilden Heere

her fliegt in Niedersachsen der Nachtrabe. Der wilde Jäger (Teufel) jagt „arme Seelen" (Oberösterreich), die „Lohjungfern" (Sachsen), die Holzweiblein, Kindesmörderinnen. Die Holzfäller hauen drei Kreuze in die Baumstümpfe, damit die Moosweiblein dort Schutz vor dem Teufel finden (Sachsen). In Steiermark gilt der Hartkogel bei Mitterndorf als Wohnsitz des „wilden Gjoads". Noch zu Ende des 18. Jahrhunderts soll zu Mitterndorf ein Schmied gelebt haben, zu dem alljährlich am Weihnachtsabend das Jagdheer gegen 11 Uhr kam, um Hufeisen und Fußeisen ausbessern zu lassen. Das „wilde Gejäg" fährt in der Adventszeit alle Nächte aus, sonderlich aber in den zwölf Nächten vom heiligen Weihnachtsabend bis zum Fest der heiligen drei Könige (Lechrain). In Oberbayern fährt das „wilde Gjoad" in einer der „Losnächte". Durch die Waldschluchten des Spessart braust es an St. Petri Stuhlfeier (22. Februar). Auf dem Fastnachtdonnerstag soll das wilde Heer im Lande Mansfeld vor drei Jahrhunderten umgezogen sein. Menschen, die vergessen, sich rechtzeitig auf den Boden zu werfen, reißt das wilde Heer im Zuge mit; auch Hunde, die ledig umherlaufen, nimmt es mit (Lechrain). Haselzweige schützen, kreuzweise über die Straße gelegt, vor dem wilden Heere (Oberösterreich). Auch ein Stück Brot bewahrt vor ihm. Ein eigenartiges Mittel gibt eine elsässische Sage an: man werfe sein Taschentuch, am besten ein weißes, hänfernes oder flächsernes, zu Boden und stelle sich darauf.

Die Bezeichnungen des wilden Jägers sind nach den Landschaften sehr verschieden: bald wird ihm ein bestimmter Name beigelegt, bald fehlt jede nähere Bezeichnung. Der bekannteste Name ist „Hackelberg". So heißt der wilde Jäger im Solling und im Braunschweigischen, „Hackelblock" sagt man in Westfalen. Die Sage bezeichnet Hackelberg als einen Förster, der bei Lebzeiten der Jagdleidenschaft frönte. In ganz Niedersachsen wird vom Hackelberg erzählt, man zeigt sein Geburtshaus, sein Wohnhaus und sein Grab. Auch auf dem Oberharze geht er um. Die Sage berichtet, daß er an einer Wunde, die ihm ein erlegter Eber beibrachte, gestorben sei. Es wird sich mit Hackelberg ähnlich verhalten wie mit dem General (auch Graf) Sparr, der in der Volkssage ebenfalls als wilder Jäger herumzieht. Beide Namen mögen geschichtlichen Ursprungs sein, es hat sicher einmal solche gewaltige Nimrode gegeben, die nach der Volkssage wie alle heldenhaften Gestalten nicht sterben können. Die Erinnerung an sie hat sich später mit alten Sagen vom wilden Heer vermischt.

Andere Bezeichnungen für den wilden Jäger sind „Rods" (gleich Herodes?), König Nimrod (Vogelsberg), „Ho-Jäger, Jol- oder Jöl-Jäger" (Westfalen), „Haßjäger" (Hildesheim), „Ewiger Jäger" (Westfalen), „Buddejäger, Bodenjäger" (Westfalen), „Salesreiter" (Nassau), „de Waur" (Mecklenburg), „Helljäger" (Mark). Als den Teufel bezeichnete ihn schlechthin das Volk in Oberösterreich und Hinterpommern. Am Pilatusberge und sonstwo in der Schweiz tobt er als „Türst".

Sein Gesinde heißt: „wildes Gjoad, Nachtgjoad" (Oberösterreich), „Bernkes Jagd" (Westfalen), „Gifkejagd" (ebenda), „das Muotis" (Schwaben-Neuburg), „wütendes Heer" (Rhöngebirge).

Neben dem wilden Jäger gibt es auch, freilich seltener, wilde Jägerinnen. Die schwarze wilde Jägerin, Margarete geheißen, lebte früher in der Weißen Burg zu Belgrad; auf dem Kramper Burgwall im jetzigen Bauernholz, unfern der Grenze des Dorfes Gans, hatte sie ein Jagdschloß. Sie liebte die Jagd leidenschaftlich, entweihte bei derselben Sonn- und Festtage und durchschoß einst in frevlem Übermut das Herz der heiligen Jungfrau, deren Bild am Kreuzwege aufgestellt war. Zur Strafe dafür mußte sie nach ihrem Tode immer jagen. Schrecklich ist das Getöse, welches das Gefolge der wilden Jägerin verursacht. „Frau Roll" an der Spitze des wütenden Heeres zieht vom Taufstein (Thüringen) her zur Stoffelskuppe. Im Kanton Luzern jagt mit dem wilden Jäger, dem „Türst", ein Weib, die „Sträggelen" genannt, durch die Lüfte.

Zu den Sturmgeistern gehört auch das Schnellertsheer, das fälschlich als Zug des Ritters von Rodenstein bezeichnet wird. Hier hat sich zu der ursprünglichen Fassung des Sturmwesens noch ein beachtenswertes Motiv gesellt: der Schnellertsgeist zieht aus, wenn große Ereignisse in der Welt bevorstehen, er ist also ein Vorbote, wie deren die Volkssage manche kennt. Der Glaube daran, daß dieser Umzug mit bevorstehenden Weltbegebenheiten (besonders Kriegen) in Verbindung stehe, ist alt, denn die Protokolle, welche Bauern des Odenwalddorfes Oberkainsbach im 18. Jahrhundert aussagten, kennen ihn bereits. So sagte der Bauer Simon Daum am 20. September 1743 folgendes aus: „Er habe verschiedenes von dem Geister Heer gehöret, und zwar so seye es anfänglich — und als die Franzosen in so großer Anzahl über den Rhein gegangen, abdoch aber nach Verlauf einiger Zeit wieder zurückgezogen. Kurz und wenige Tage vor der bekannten Schlacht ohnweit Aschaffenburg bey Dettingen, seye Abends in der Dämmerung ein blaßender

— jedoch (wie allezeit) ohnsichtbarer Postillon den Schnellerts-Berg hinauf marchiret, da es dann den anderen Morgen bei anbrechendem Tag sich hören lassen, als ob eine Menge Reuter den Berg herab kämen und weiter fortgeritten wären. Nach der Dettinger Action seye es gleich wieder zurückgekommen, und habe bis dato sich nicht wieder hören lassen, ausser bey dem vor etlichen Tagen in dieser Gegend gewesenen Husaren-Marche und Nacht-Quartier, habe es in Sagers Hof sich nur ein wenig vorher gereget, welches allezeit auch geschehe, wann Soldaten Marche durch das Amt giengen." (Th. Lorentzen, die Sage vom Rodensteiner. Heidelberg 1903.)

c) Die Jahreszeiten in der Sage.

Gewisse Naturgeister sind aufs engste mit den Jahreszeiten verknüpft: so hat der Sommer seine Korndämonen, der Winter seine Eis- und Schneegeister.

Wenn durchs hohe wallende Korn, das sich mit leisem Geräusche bewegt, der warme Wind geht, dann sagt das Volk, daß im dichten Korn die Korngeister lauern. Es sind offenbar ursprünglich Schutzgeister des Feldes, die im Korne umgehen: erst später haben sie feindliche Züge angenommen. Für den Dämon, der im hohen Korn lauert, hat der Volksmund je nach der Landschaft verschiedene Namen, auch weiß man von männlichen und weiblichen Korngeistern zu erzählen. Letztere erscheinen öfter; männliche heißen „der schwarze Mann", der „Kornmann" oder der „wilde Mann", weibliche sind bekannt als „Roggenweib", „Roggenmuhme" (Mark), „Kornmutter), „alte Mutter", „wilde Frau", „Tremsemutter", „Kornweib", „Râlweib". Nicht bloß im Getreide, auch in anderen Fruchtfeldern gehen solche Geister um. Um Wettin, Halle, Eisleben, Eilenburg und wohl in ganz Sachsen warnt man die Kinder, wenn das Getreide reift und sie Kornblumen pflücken wollen, nicht zu tief ins Korn hineinzugehen, weil sonst der Kornengel komme und sie forttrage. Wer von ihm geraubt wird, kehrt nie wieder zu den Menschen zurück. Ein noch schlimmerer Geist treibt im Kornfeld sein Unwesen: durch das wogende Getreide schreitet mit einer Sichel an den Füßen oder reitet auf einem schwarzen Bock der „Bilwizschnitter", ein teuflisches böses Wesen, und schneidet Ähren für sich ab.

Im Winter gehen weibliche Dämonen um, die unter Namen wie „Frau Holle", „Perchta" noch vielfach bekannt sind. Ihr Wesen ist in geheimnisvolles Dunkel gehüllt; Göttinnen, wie die Mythologen früher meinten, sind es wohl nicht gewesen. Ich halte beide

Wesen für Eis- und Schneegeister, Repräsentanten der winterlichen Natur. Frau Holle wird als Schneebringerin von der Sage bezeichnet, und Perchta geht in den kalten zwölf Nächten um. In Vordernberg in Obersteiermark stellt man Milch und Brot, von dem man jedoch zuvor selbst gegessen, für die Berschtl in das Vorhaus und verschließt alle inneren Türen. Am Morgen ist Milch und Brot verschwunden. In anderen Gegenden derselben Landschaft läßt man für die Persteln etwas Speise zurück, damit sie einem nichts zuleide tun. Es scheint nach dieser Auffassung, als ob Perchta mehr ein böser als guter Geist gewesen sei. (Ulrich Jahn, die deutschen Opfergebräuche. 282. 283.) Daß sie ein Wintergeist gewesen ist, bezeugt Martin von Amberg, der in seinem „Gewissenspiegel" (Mitte des 13. Jahrhunderts) sie „Percht mit der eisnen nasen" nennt.

d) Die Tierwelt in der Volkssage.

Aus der Tierwelt stehen die Haustiere dem Menschen am nächsten, sie sind seine Gefährten in Freud und Leid und nehmen Anteil an ihm und seinem Hause. Deshalb wird ihnen bei einem Sterbefall auch das Leid angesagt.

Mit Recht ist ausgesprochen worden, daß sich der Deutsche seine Häuslichkeit ohne Haustiere nicht denken kann; an ihnen und ihrem jeweiligen Befinden nimmt er den innigsten Anteil, von ihrem Wohlbefinden hängt zum Teil sein eigener Wohlstand ab. Schon Tacitus (Germania Kap. 5) weist darauf hin, daß das Großvieh des Germanen einziger und liebster Besitz sei, und so ist es im großen und ganzen bis heute geblieben. Das Haustier gehört nicht zur toten Masse, es ist nicht ein Stück Ware, sondern ein lebender Teil der Hausgenossenschaft wie Knecht und Magd. Und wenn bei der Volkszählung außer den Mitgliedern der Familie und des Gesindes auch das Vieh und die Bäume des Gartens gezählt werden, so steht damit des Volkes Fühlen und Meinen durchaus im Einklang.

Man schrieb den Haustieren ein Ahnungsvermögen zu; sie fanden nach der Sage, wenn sie sich selbst überlassen wurden, den Platz, wo Kirchen und Heiligtümer erstehen sollten. Ein Ochse zeigte den Platz zum Bau einer Kirche in Herford. Solche „weisende Tiere" kennen viele Sagen. Die Leiche des heiligen Bonifatius brachten zwei Kühe auf dem Wagen, den man ihnen anvertraut hatte, nach seiner Ruhestätte zu Fulda. In der heiligen Weihnacht

um 12 Uhr erhalten die Tiere im Stalle die Fähigkeit zu sprechen; wer sie behorcht, erfährt die Zukunft.

Von den wilden Tieren ist der Wolf das gefürchtetste, nich nur wegen seiner Wildheit und Gefräßigkeit, auch aus dem Grunde weil Zauberer sich in Wölfe verwandeln und als „Werwölfe" Menschen und Tiere anfallen. Der Glaube an Werwölfe ist sehr alt Schon um das Jahr 1350 und später ließen sich in Thüringer Werwölfe sehen. Namentlich erschienen um das Jahr 1400 im Gebiete der Herren von Wangenheim und in der Umgegend solch Werwölfe, und verschlangen Knaben, die sie sogar am hellen Tag vor den Haustüren wegholten. In Mecklenburg waren Sage von Werwölfen weit verbreitet; 1682 wurden in Fahrenholz mehrer Personen angeklagt und in gerichtliche Untersuchung gezogen, wei sie sich in Wölfe sollten verwandeln können. Im Jahre 1615 wurd in der münsterischen Stadt Ahlen ein Zauberer zu Asche verbrannt, der bekannt hatte, daß er gemeinsam mit seinen Gehilfen als Werwolf Tiere gebissen habe. „Der Glaube an die Verwandlung in den Werwolf wurzelt", schreibt Hüser in seinen Beiträgen zur Volkskunde (II, 9), „tief im Volke Westfalens. Mir selbst wurde nachdem ich das Versprechen gegeben, den Namen nie zu nennen ein damals noch lebender Mann als solcher bezeichnet; es fielen mi die grauen, unheimlich stechenden Augen an ihm auf. Aus zuverlässiger Quelle weiß ich, daß jemand darüber klagte, wie es doc etwas Entsetzliches sei, wenn ein Mensch sich in ein solches Ungetüm verwandele; sein eigener Vater sei zeitweilig Werwolf geworden Das Werfen eines Stahles über den Werwolf hat die Wirkung, ihm die menschliche Gestalt zurückzugeben. Wer einen Stahl nicht be sich führt, kann sich auch damit helfen, daß er der Bestie mit dem Stocke einen derben Schlag auf die linke Seite unter dem linken Arm (gemeint ist wohl die dem menschlichen Körper entsprechende Stelle versetzt. Dort sitzt die Schnalle, mit der der Zaubergürtel zusammengehalten wird; mit diesem wird auch der Zauber gelöst." In Schwaben besteht der Glaube an Werwölfe jetzt nicht mehr, abe in alten Hexenakten (von 1663—1690) erscheinen mehrere Werwölfinnen, die nach ihrer eigenen Angabe in eine Wolfshaut, die ihnen der Teufel brachte, schloffen, Schafe anfielen und mit Wölfen her umliefen. In Niedersachsen und im Braunschweigischen ist der Glaube an Werwölfe sehr verbreitet, ebenso früher in de Oberpfalz und Mecklenburg. Seltener erscheint der Glaub an Werwölfe in anderen Landschaften, z. B. Schlesien, Hessen

Der Huni ist ein gespenstisches Wesen, geht als Schatzhüter um, auch erscheinen Geister in Gestalt schwarzer Hunde. In Katzengestalt gehen die Hexen um (Westfalen). Weitverbreitet ist die Sage, daß ein von vielen Katzen Geplagter eine Katze verwundet, worauf eine bekannte Frau erkrankt.

Im Gegensatze zu Katze, Hund und Wolf gilt die Vogelwelt in der Sage als wohltätig und menschenfreundlich. Vögel warnen Menschen vor Gefahren. Vögel gelten als heilkundig; eine weitverbreitete Sage weiß, daß gegen gefährliche Seuchen die Vögel Heilmittel und Heilkräuter verrieten, die sich bewährten. Auch als Propheten erscheinen Vögel; ein Vogel verkündet einer üppigen Stadt den nahen Untergang. Einzelne Vögel gelten als geheimnisvolle Wesen, z. B. der Storch. Störche darf man ja nicht schädigen; denn viele von ihnen sind in Ägypten, wohin sie alle Jahre wandern, Menschen und haben wunderbare Kräfte. Das hat einst ein Bauer erfahren, von dem man in Persanzig erzählt. Der hatte auf seinem Scheunendache ein Storchennest, und weil der eine Vogel sich einmal den Flügel gebrochen hatte, nahm ihn der Bauer ins Haus und pflegte ihn, bis er im Herbst wieder wandern konnte. In der Fremde traf der Bauer einst einen Bekannten, der ihm zur Heimkehr verhalf; dieser Wohltäter war niemand anderes als der Storch, den er gepflegt hatte. Tiefes Mitleid mit der armen Kreatur spricht aus folgender Harzsage: Bei Pöhlde auf dem Rotenberge ist eine Stelle zu sehen, da hat ein Kaiser heimlich einen Vogelherd gehabt. Auch die Kaiserin Mathilde hat in Pöhlde einmal gewohnt, die hat immer ihre Dienerinnen in den Wald geschickt, damit sie die Vögel haben füttern müssen nach des Kaisers Tode, um seiner Seele Ruhe zu geben.

Von den Reptilien wird die Schlange am häufigsten erwähnt; sie gilt als geheimnisvolles Wesen. Die Verehrung der Schlange ist bei den alten Germanen nur einmal bezeugt, und zwar sollen die Langobarden nach der Lebensbeschreibung des um 683 verstorbenen heiligen Barbatus eine goldene Schlange verehrt haben. Diese Schlange war ihr Hausgeist, dem sie Opferspeisen darbrachten, wie das in vielen Gauen Deutschlands noch lange üblich war. In der deutschen Volkssage sind die Spuren einer gewissen Schlangenverehrung in vielen Gegenden zu finden. Zahme Schlangen (Ringelnattern) werden gern im Hause gesehen, manches Haus hat zwei Hausschlangen, die mit Hausvater und Hausmutter sterben. Ihr Klappern deutet auf einen Trauerfall in der Familie. Mit den

Kindern sind die Hausschlangen vertraut, legen sich zu ihnen in die Wiege, essen mit ihnen, ja gelten als der Kinder Gefolgsgeist. Wird eine solche Schlange getötet, so magert das Kind, zu dem sie gehört, ab und stirbt. (Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch I, 146, II, 111.) Diese Hausschlangen fanden sich unter Ofen und Herd ein. Man gab ihnen Speise, und wenn sie davon kosteten, so bedeutete das Glück (Oderbruch). Die Schwelle galt im Fichtelgebirge als Wohnplatz der Hausschlange. Auf Bauernhöfen im Schwarzwalde sind solche Schlangen heimisch und mit den Kindern vertraut. In Schlesien hat die Hausschlange noch ihren Sitz unter der Hausschwelle oder im Keller, man füttert sie mit Milch und darf sie nicht töten, sonst stirbt ein Glied der Familie. Diese Schlange verkündet nahende Gefahren. (Drechsler, Sitte und Brauch II, 181.) Neben diesen zahmen Schlangen gibt es aber auch wilde und gefährliche. Die fürchterlichste ist die weiße Schlange: pfeilschnell schießt sie herbei mit gellendem Pfiff, und kein Zauber hält sie zurück. Die Schlangen haben einen König, der trägt eine goldene Krone auf dem Haupte. Diese Krone legte er ab, sobald er in der Mittagsstunde ins Bad steigt. Ein Wagehals entwendete einst diese Krone, wurde aber von der Masse der ihm nachjagenden Vipern erschreckt. Schon mancher hatte das gleiche Wagnis versucht, aber nur selten ist es einem Menschen gelungen, des Schlangenkönigs Krone zu gewinnen, denn der Glückliche muß „reinen Herzens" sein. Wer die Krone erlangt, der hat sein Glück gemacht, der Schlangenkönig aber muß sterben.

Auch sonst erzählt die Volkssage viel Seltsames von Schlangen: „Im alten Steinbruch im Itzumerholze saß eine Schlange, die sich nur nachts sehen ließ und weithin durch die Nacht leuchtete. Zeigte sie sich, so bedeutete das Unwetter, Hagelschlag, Feuersbrünste oder sonst ein Unglück. Kurz bevor wir westfälisch wurden, war's, als ob das ganze Holz brenne, so leuchtete die Schlange. Seitdem hat man nichts wieder von ihr gehört und gesehen. Eine Frau in Hildesheim hatte eine Schlange im Keller, die täglich ihre Milch bekam und ihr nicht für tausend Taler feil gewesen wäre. Diese Frau wußte alles vorher, was geschah." (Seifart, Sagen aus Hildesheim II, 60.)

Neben der Schlange gilt die Kröte als unheimliches Tier; in Krötengestalt mußten verwünschte Menschen umgehen. Deshalb sitzen große glotzende Kröten auf den Schatzbehältern, und statt des vermeinten Geldes findet der Schatzsucher häßliche Kröten. In Krötengestalt erscheinen Hexen und verzauberte Schätze.

e) Sondererscheinungen.

(Erratische Blöcke, Felsen, Quellen, Bäume usw.)

Von jeher haben die vereinzelt oder in Gruppen vorkommenden erratischen Blöcke (sog. „Findlinge") die Einbildungskraft der Bevölkerung beschäftigt. Man vermochte sich das Wesen dieser Steine nicht zu erklären und erfand deshalb Sagen. Dabei spielten die Form des Steines oder gewisse Eindrücke auf seiner Oberfläche eine große Rolle. Ließen sich aus der Form solcher Vertiefungen Abdrücke menschlicher Gliedmaßen erkennen, so bildete sich die Sage darnach: Fußspuren in Steinen zeugten von der Anwesenheit gewaltiger Helden oder frommer, heiliger Menschen. Sogar des Heilands Fußspur soll im schwäbischen Rosenstein, wo Christus mit dem Satan rang, erhalten gewesen sein. Das Wasser, das sich in solchen Aushöhlungen des Steins sammelte, galt als heilkräftig; so wird bis heute das Wasser in den ausgewitterten Tongallen der St. Elisabeths-Fußtrappe, eines großen Findlingssteins im Walddistrikte „Spitzenberg" auf dem Schröcker Gleichen bei Marburg (Hessen), von dem die heilige Elisabeth einst vor einem ihr begegnenden Wolfe auf einen hohen Eichbaum geflüchtet sein soll, als Augenwasser vom Volk benutzt und der Stein selbst, gelegentlich der dahin an gewissen Tagen stattfindenden Prozessionen aus den benachbarten katholischen Dörfern, mit Blumen bekränzt. Als heilkräftig wird auch das Wasser in den Fußstapfen des Sankt Mang im Felsen bei Füssen angesehen. Ein sagenreicher Stein ist der Bickelstein an der braunschweigischen Grenze, ein gewaltiger rötlicher Felsblock, in den sieben Hufeisen und sieben Kreuze eingehauen sind, deren Entstehungen das Volk in mehreren Sagen zu erklären versucht hat. (Andree, Braunschweiger Volkskunde 392.)

Finger und Faustabdrücke in Steinen erklärt die Volkssage damit, daß der Teufel diese Steine ergriffen habe, um sie gegen Kirchen zu schleudern (Mark). Am Süntelsteine bei Venne (Westfalen) sind jetzt noch die Spuren der Kette, mit der ihn der Teufel auf seinen Rücken gebunden hatte, und eine Vertiefung, die der schwitzende Rücken des Höllengeistes eingebrannt hat, sichtbar. In den Extersteinen erblickte man noch Spuren des Teufels, der diese Felsen umstürzen wollte. Die Zahl solcher Teufelssteine ist beträchtlich. Versteinerte Muschelabdrücke erklärt das Volk der Oberpfalz für Spuren des tanzenden Teufels.

An steil abfallenden Felsenwänden knüpft die Sage überall die

gleiche Erzählung vom Sprung des kühnen Reiters, der, von Feinden verfolgt, den tollkühnen Ritt in den Abgrund wagt und heil, wie durch ein Wunder, davonkommt. Felsgebilde, die Ähnlichkeit mit menschlicher Gestalt oder Gesicht haben, rufen Sagenbildungen hervor, so sieht man in Oberösterreich zwischen Hall und Adlwang eine Felsbildung, die einem Menschen ähnelt. Sie heißt: „Der steinerne Jäger". Von ihm erzählt die Sage, daß er jährlich um ein Haberkorn wächst. Sobald er gleiche Höhe mit der Spitze der umliegenden Berge erreicht habe, breche der Jüngste Tag an. Bisweilen mag auch die Gruppierung einer Anzahl größerer Steine solche Sagen veranlaßt haben; Hochzeitszüge, Gerichtssitzungen erblickte die Sage in den Versteinerungen. Zwei Felsennadeln bei Herbrechtingen erklärt die Sage für zwei versteinerte Mädchen. Zwei versteinerte Jäger erblickt man in Kärnten. Bei Loibl ragt die „steinerne Agnes" empor, ein weißer Kalksteinfelsen. Bei Versuchen, solche Steine, in denen verwünschte Menschen sind, zu zersprengen, floß Blut. Von der Natur merkwürdig geformte Steingebilde erschienen dem einfachen Naturmenschen in der Einsamkeit bei eigenartiger Beleuchtung oder aus dem Nebel dunkel ragend als menschliche Gestalten; die Anregung zur Sage war in diesem Augenblick vorhanden.

Quellen galten als heilig. Ihre Entstehung wird deshalb vielfach auf Heilige zurückgeführt; so der Bonifatiusbrunnen bei Horas, den der Bischofsstab dieses Heiligen aus der Erde schlug und der heute noch quillt; die St. Ulrichsquelle bei Avenheim (Elsaß) wird diesem Heiligen zugeschrieben, auch der heilige Werner sowie die heilige Helena haben nach der Sage Quellen aus der Erde geschlagen. Auch sagenhafte Herrscher öffnen Quellen, so König Karl in der hessischen Sage. Einst war König Karl mit seinem Heer in die Gebirge der Gudensberger Landschaft eingerückt, siegreich, wie einige erzählen, nach anderen fliehend. Die Krieger schmachteten vor Durst. Der König saß auf schneeweißem Schimmel; da spornte er sein Pferd, daß es mit dem Hufe heftig auf den Boden trat und einen Stein aus dem Felsen schlug, in welchem die Spuren seines Trittes zurückblieben. Aus der Öffnung sprudelte die Quelle mächtig, das ganze Heer wurde getränkt.

Nicht immer sind Quellen („Klingen" nannte sie sinnreich das Volk früher) wohltätig; des Wassers Macht kann auch verderblich werden. Manche Quellen heischen ein Opfer; sie quellen mit Gewalt und überfluten alles. Erst als ein schwarzer Bulle in den

Brunnenschacht gestürzt wird, ebbt die Wasserflut ab. Im Harz wehrt ein allgemeines Gebet der Wasserflut.

Den Quellen wohnt weissagende Kraft inne. Überall in Deutschland finden sich Quellen und Bäche, von denen das Volk glaubt, sie flössen nur dann, wenn ein schlechtes Jahr oder ein Kriegsjahr bevorstehe, weshalb man solche Quellen „Hungerbrunnen" heißt. Seltener sind Brunnen, deren Versiegen einen Sterbefall bedeutet; ein solcher Born quillt in einem Berge in Franken, in dessen Nähe ein adliges Geschlecht sein Stammhaus hat. Vertrocknet der Brunnen, so stirbt ein Mitglied des Geschlechts.

Einzelne Quellen sind goldhaltig, die Venediger kennen dieses „Goldborn" genannte Wasser, sie sammeln die Goldkörner, welche die Quelle aussprudelt.

Wie das Wasser als lebenspendende Kraft die Natur erfrischt, so ist es nach der Sage auch der Jungbrunnen der Menschheit; aus ihm kommen nach weitverbreiteter Volksvorstellung die kleinen Kinder. Zahlreich sind deshalb die Brunnen, in denen kleine ungeborene Kinder weilen und ihrer Abholung ins Leben harren.

Bäume, die von der deutschen Sage besonders ausgezeichnet werden, sind: Linden, Eichen, Buchen, Birnbäume; seltener erscheinen: Hasel, Birke, Dornstrauch, Pappel, Holunder, Föhre, Weide und Apfelbaum. Hohe mächtige Linden wurden als Stätten der Andacht besucht. Alte Bäume bluten, wenn sie gefällt werden. Gewisse Bäume und Sträucher gelten als Verkünder der Zukunft. Bekannt und uralt ist die Sage vom dürren Baum, der mit dem nahenden Sieg und Frieden wieder zu grünen beginnt. Ein solcher prophetischer Birnbaum stand nahe am Untersberge (im Salzburgischen). Bei Süderheistede stand eine Linde, die von den Ditmarschen der „Wunderbaum" genannt wurde, weil ihre Äste Kreuze bildeten; als Ditmarschen seine Freiheit verlor, verwelkte diese Linde. Die Sage behauptet, dieser Baum werde nur dann wieder grünen und die Ditmarschen werden nur dann wieder frei werden, wenn eine Elster auf der Linde nistet und fünf weiße Junge ausbrütet. Von einem Schlachtenbaum, an dem, wenn sein Ast eine gewisse Stärke erreicht, eine blutige Schlacht stattfindet, erzählt das Volk in der Oberpfalz. Eine Schweizersage aus dem Aargau meldet: stirbt der Dorn, der mitten auf dem Birrfelde steht, so geschieht dorten eine Schlacht, deren Blutbach die Mühle zu Müllingen drei Tage lang treiben und den Rossen bis über die Fessel gehen wird. Als einst (um die Mitte des 19. Jahrhunderts)

jener alte Dorn sichtbar abdorrte, wurde die umwohnende Bevölkerung erregt und erwartete gespannt Nachrichten über einen ausbrechenden Krieg.

Baumseele und Menschenseele verknüpft die Sage sinnig in den sogen. „Lebensbäumen". Bei Muskau ist ein Eichenbusch, da stehen die schönen alten Bäume auf der einen Seite paarweise, auf der anderen in größeren Gruppen zusammen. Das kommt daher: Es war eine alte schöne Sitte der Bewohner von Muskau, daß ein jedes Brautpaar am Morgen des Hochzeitstages ohne alle Begleitung hinausging und in andächtigem Ernste zwei Eichen nebeneinander pflanzte. Das waren die Sinnbilder ihres Lebens und ihrer Liebesvereinigung, und wie der Baum wuchs und gedieh oder einging und erkrankte, so glaubte man, wachse oder schwinde das Glück dessen, der ihn gepflanzt hatte. Das sind die Doppeleichen auf der Flur von Muskau. Jene in größeren Gruppen angepflanzten aber stellen die Geschwister eines und desselben Hauses vor.

Auch Pflanzen erscheinen als Verkünder der Zukunft. Wenn ein Domherr in Hildesheim sterben sollte, so wußte er das schon den dritten Tag vorher, denn am Morgen des dritten Tages vor seinem Ableben fand er auf seinem Sitze im Chor eine weiße Rose; dann bestellte er sein Haus und bereitete sich zum Tode.

Von Wunderblumen, die in der Johannisnacht an gewissen Orten blühen, wissen Sagen zu melden. Diese Blumen bringen dem, der sie findet, hohe Ehre und Reichtum. — —

Wie überall in der Volkskunde, zeigt auch in der Volkssage sich der Hang zum Typischen; so gibt es nur zwei Tageszeiten, die immer wieder erwähnt werden, Mittag und Mitternacht. Die Mittagsstunde ist die Zeit, wo aller Zauber waltet. Sie war es schon im Mittelalter. Zur Mittagsstunde läuten die Glocken der im See versunkenen Kirche. Zur Mittagsstunde gehen die Korngeister um. Die Wassergeister erscheinen um Mittag badend auf den Wellen. Zwischen 11 und 1 Uhr mittags ist es nicht gut Korn säen, der Teufel treibt um diese Zeit sein Wesen (Westfalen).

4. Zauber- und Schatzsagen.

Zaubersagen.

Nach der Auffassung des Naturmenschen beruhen die meisten Krankheiten auf Zauber, den böse Menschen direkt oder indirekt durch geheime Mittel ausüben. Auf diesem Standpunkte stehen viele Volkssagen.

Das Geheimnisvolle, das vielen Krankheiten in den Augen des Laien innewohnt, fordert zur Sagenbildung geradezu heraus. Wenn ein Mensch „verquiemt", d. h. langsam hinsiecht, so hat ihn nichtswürdiger Zauber geschlagen. In dieser Auffassung liegt der Haß begründet, mit welchem früher das Volk angebliche Hexen verfolgte; man erblickte in ihnen verruchte Mörderinnen, gegen die es kein anderes Mittel gab als die Todesstrafe. Aber nicht bloß von Lebenden geht gefährlicher Zauber aus, auch Tote wirken fort, indem sie ihre Familie und zuletzt alle Bewohner des Ortes nachzehren. Dieser Glaube (Vampirismus) ist über die halbe Welt verbreitet, in Deutschland ist er noch nicht ganz ausgestorben. Im Königreich Sachsen finden sich Spuren dieses fürchterlichen Wahns vom „Schmatzen" der nachzehrenden Toten; in Teilen der Schweiz, der Altmark, im Westfälischen findet sich vereinzelt der Vampirglaube: ein Toter, der ein Kleidungsstück eines Verwandten mit in den Sarg nimmt, zehrt den Verwandten nach, er zehrt so lange, bis sein Opfer stirbt, ja nach anderen Berichten, bis die ganze Verwandtschaft ausstirbt. Nur Öffnung des Grabes hilft. Reste des Vampirismus („Doppelsauger") trifft man noch im Braunschweigischen, in Hinterpommern, wo Kinder, als „Neuntöter" oder „Kappenkinder" geboren, ihre Verwandtschaften nachzehren. Diese fürchterliche Vorstellung, die sich nur durch die gewaltige Erschütterung der Volksseele bei ansteckenden Seuchen erklären läßt, hat schon manchen Verzweifelten dahin getrieben, das äußerste Abwehrmittel gegen den Vampir anzuwenden: dessen Grab zu öffnen und ihm das Haupt mit dem Grabscheit abzustechen. Die Volkssage weiß von solchen Taten Verzweifelter zu erzählen.

Der „Animismus", der Glaube an eine den Körper verlassende selbsttätige Seele, hat die Vorstellung vom Alp, dem Druck- und Quälgeist, erzeugt. Auch dieser Glaube ist weitverbreitet, in ganz Deutschland ist er zu finden: am Rhein nennt man ihn „die Mar", „Nachtmahr" in Westfalen, in Schlesien „Alp", im badischen Schwarzwald „Schrättele", im Elsaß „Letzel", „das Mortriden" in Mecklenburg, in Ostfriesland und Oldenburg „Wolriderske", „Drute" in Schwaben und in der Oberpfalz, „Toggēli" in der Schweiz, „Trud" in Österreich. Aus dieser Zusammenstellung erkennt man die Verbreitung des Glaubens. Dieser Quälgeist kommt durchs Schlüsselloch, lang und dürr „wie ein Haar" (Lechrain), einer Schlange ähnlich. Er fällt Menschen bei Nacht an und drückt sie dermaßen, daß sie sich nicht regen können. Die Mahr fühlt sich wie

ein haariges Tier an. „Dar sin de Elwen âne," sagt man von einem Menschen, der recht elend aussieht, in Westdeutschland. Die Elben, d. h. die Mahren, quälen ihn.

Wer ist dieser Quälgeist? Übereinstimmend wird er als die Seele eines Menschen bezeichnet, die ihren Körper verläßt, um andere Menschen (und auch Tiere) zu quälen. Meist ist es die Seele eines lebenden Weibes, oft sogar eines jungen Mädchens, die als Mahr ausgeht. Die Menschen, deren Seele wandert, sind vielfach von Geburt behaftet; man erkennt sie am bleichen, blutleeren Gesicht und an ihrer Magerkeit. Die Sage behauptet, daß bei diesen Menschen etwas bei der Taufe versehen worden sei. Auch findet sich die Vorstellung, daß die Mondsüchtigen („Klettermahrten") als Mahren auftreten. Finden die Mahren keinen Menschen, so „reiten" sie Tiere, besonders Pferde.

Die Abwehrmittel bestehen darin, die Mahr fern zu halten oder sie zu erlösen. In der Schweiz gilt als bestes Mittel gegen Mahren ein Messer, das über dem Bette in die Wand gestoßen wird. Noch besser aber ist es, Mahrsüchtige völlig zu erlösen, indem man sie noch einmal taufen läßt. Man erkennt die Mahren vielfach daran, daß ihnen die Augenbrauen zusammengewachsen sind. In diesem Mahrenglauben, von dem unzählige Sagen Fälle berichten, erkennen wir einen Ausfluß des unter Naturvölkern umgehenden Seelenglaubens: in diesem Sinne ist er, obwohl heute noch lange nicht erloschen, ein Stück vom ältesten Geistesbestand unseres Volkes.

Auf Animismus gründet sich auch ein großer Teil des Heilzaubers, der eine so wichtige Rolle im Volksleben spielte und noch spielt. Im Denken des Naturmenschen scheidet sich Heilzauber und Unheilzauber, und aus beiden zusammen besteht ein guter Teil des Seelenlebens. Das Gebiet des Zaubers ist sehr umfassend, ich will ihn nur so weit skizzieren, als er die Volkssage angeht. Die Sage kennt und glaubt uneingeschränkt an die Macht des Zaubers. Zahlreiche Erzählungen laufen um von einzelnen Personen, die Übermenschliches vollbrachten, von „Hexenmeistern", wie sie das Volk betitelt.

Unter den „Hexenmeistern", die übernatürliche Kräfte besitzen, sind gewisse Berufsklassen besonders stark vertreten: Berufe, die ein längeres Verweilen in der Einsamkeit oder einsames Wohnen bedingen, scheinen die Entwickelung magischer Fähigkeiten besonders zu begünstigen, daher sind Hirten und alte Schäfer, Köhler, Müller nach der Volkssage im Besitze geheimer Kräfte.

Auch unter den **Waldarbeitern** gab es früher welche, die mehr konnten „als Brot essen", wie der Volksmund sagt. Uralt ist der Glaube an die Zauberkunst der **Schmiede**, ihnen sind auch Gegenmittel zur Abwehr von allerhand Hexenzauber bekannt, Zauberbücher sind in ihrem Besitze. Auch **Scharfrichter** (Wasenmeister, Nachrichter), die ja ebenfalls ausgestoßen, getrennt von den Menschen für sich lebten, verstehen Zauberkünste, vermögen fest zu bannen, Wechselbälge zu erkennen, Geister fortzuschaffen usw. Dieser Glaube an die übernatürlichen Kräfte des Henkers ist alt, in der Schweiz ist er bereits im 16. Jahrhundert bezeugt.

Viel Zauber steckt im Volke der **Jäger**: sie verstehen namentlich das „**Freikugelschießen**". Dieser Glaube ist weitverbreitet. Um ein Freischütz zu werden, muß der Jäger dreimal nach einer Hostie vom heiligen Abendmahl schießen, und zwar rückwärts über die Schulter. Auch nach einem Bildstock oder nach der Sonne richtet sich der erste Schuß. Wer diesen Schuß getan hat, der ist dem Bösen verfallen: ihm geht dafür kein Schuß mehr fehl, er schießt blindlings zum Fenster hinaus und trifft doch das Wild, das er treffen will. Solche Fertigkeit ist sehr nützlich, aber zuletzt kommt der Teufel und holt seine Beute: der böse Feind dreht dem Freischützen den Hals um, so daß er rings um den Hals einen blauen Streifen hat wie ein blaues Halsband.

Das fahrende Volk der **Zigeuner**, „Heiden" genannt, gilt als zauberkundig, man schreibt ihnen in Westfalen geheime Künste zu und glaubt an ihre angebliche Wahrsagerkunst (Hinterpommern). Die Zigeuner sollen die Gabe besitzen, Häuser vor dem Feuer zu beschützen. Vielfach fürchtet man ihre Rache, weil sie Schlangen in Häuser bannen und sonst Schabernack verüben. Fahrende („fahrige") Schüler kommen in Schweizer Sagen als Zauberer vor. Sie verstehen Ungeziefer zu vertreiben, z. B. Schlangen und Kröten zu verbannen. Auch andere Fahrende galten als zauberkundig, so die Feilenhauer in der Oberpfalz. Neben diesen Fahrenden erscheinen auch „**Venediger**" (italienische Erzsucher) als Zauberer. Sie fahren durch die Luft.

Vereinzelt erscheinen Zauberkundige in allen Ständen; so schrieb man in Sachsen einem der Herren **von Arnim** die Kraft zu, Feuer zu besprechen. Ein sächsischer Rittergutsbesitzer erschien als Feuerreiter bei Bränden, umritt murmelnd dreimal die Flammen und sprengte davon über fließendes Wasser. Die Glut hätte ihn sonst verzehrt. Auch **hessische Fürsten** besprachen die Flammen.

Den Zauber lernt man aus Zauberbüchern (Bücher Mosis, 6. und 7.), von denen die Volkssage viel berichtet. Wer solch ein Buch besitzt, vermag viel, nur muß er richtig zu lesen verstehen, sonst kann leicht Unheil entstehen. Diese Bücher sollen nach dem Tode des Besitzers verbrannt werden; ein Pfarrer, der ein Zauberbuch besaß, hatte keine Ruhe im Grabe, ehe das Buch vernichtet war.

Ganze Dörfer waren bekannt als zauberkundig. Allbekannt und weitberühmt war die Kunst der Bewohner des Dörfchens Knoden im hessischen Odenwald, welche u. a. das Festmachen aus dem Grunde verstanden. Das zeigten sie schon im Dreißigjährigen Kriege an einem Trupp fremden Kriegsvolks, der von ihnen erst festgezaubert und dann Mann für Mann totgeschossen wurde. Einen Offizier, welcher hieb- und schußfest war, schlugen sie mit Stöcken tot und steckten dann seinen Kopf unter eine Brücke. In den Napoleonischen Kriegszeiten wollte ein Trupp französischer Reiter das Örtchen plündern, da wurden sie von einem Knodener so festgebannt, daß sie einen ganzen Tag lang im ärgsten Regen stille halten mußten und sich nicht regen konnten. In Henneberg lebte im 18. Jahrhundert ein Hexenmeister, der bannte zur Zeit des Siebenjährigen Krieges wildes Kriegsvolk, das plündern wollte, so fest, daß sie steckensteif auf ihren Pferden saßen. Neben den großen Zaubermitteln gibt es auch allerhand kleine Mittelchen, die Glück und Geld ins Haus schaffen. Wie die Sage behauptet, sollen dergleichen Glücksmittel in vielen Häusern, z. B. Hinterpommerns, noch zu finden sein.

Ein vielgesuchtes und sagenumwobenes Wesen, das Reichtum ins Haus brachte, war der „Alraun", ein kleines Männchen, nach der Aussage der einen aus einer Wurzel geformt, nach anderer Meinung menschlicher Herkunft. Diese Männchen erben sich in den Familien fort, sie tragen Geld ihrem Besitzer zu. Was der Alraun seinem Herrn bringt, hat er als „Alf" anderen entwendet. In Westfalen, im Braunschweigischen, in der Schweiz findet sich der Alraunglaube, der frühere Zeiten, z. B. das 16. und 17. Jahrhundert, sehr lebhaft beschäftigte. Wer den Alraun besaß, war dem Teufel verfallen. In Österreich nannte das Volk die Alraunen „Tragerl", weil sie alles bringen, was der Besitzer wünscht.

Auf dem Harz erhielt sich der Glaube an das „Heckeding", eine Gabe, die der Teufel in Gestalt einer Kröte verschenkte. Wer so ein Ding besaß, dem heckte es Geld in Hülle und Fülle. Teuflischer Herkunft ist auch der „Wechselaltar" (auch „Hecketaler" geheißen), ein Taler, der immer wieder in die Tasche seines Besitzers zurück-

kehrt oder sich vermehrt. Man erwirbt dieses Geldstück vom Teufel durch das Opfer eines schwarzen Katers. Fahrende Schüler besitzen diese Wechseltaler, von denen weit und breit die Sage erzählt.

Zauberei treiben auch die Hexen: sie entwenden anderen, was sie sich selbst zunutze machen, z. B. beim Buttern. Sonst ist das Motiv ihrer Taten wilde Zerstörungslust, wozu sie der Teufel, ihr Herr und Buhle, anreizt, und gemeine Sinnenlust. Die Hexensagen, deren es viele gibt, gehören inhaltlich zu dem wertlosesten Bestande des reichen deutschen Sagenschatzes. Am „Walpersabend" (Walpurgisnacht) ziehen die Hexen in Katzengestalt nach dem Brocken oder anderen Tanzplätzen, wo sie mit dem Satan oder den Hexenmeistern sich bei Musik, Tanz und Schmaus lustieren, doch ist alles nur Sinnentrug. Die Tanzart der Hexen beim Walpurgistanz bezeichnet ein zuschauender Knabe aus Hessen (1633) durch die gerichtliche Aussage: „Sie hätten gleichwie die Schwerttänzer getanzt." Ein merkwürdiger Zug der Hexen ist, daß sie sich vor dem Salz fürchten. Wer Dill oder Berufskraut oder Braut in Haaren bei sich hat, dem kann keine Hexe etwas tun. Die Kunst des Hexens lernt immer ein Mann von einem Weib und umgekehrt.

Schatzsagen.

Wenn die Volkssagen auch nur teilweise recht haben, so schlummern Millionen an Gold und Edelmetall im Boden Deutschlands: überall, wo sich zerfallenes Gemäuer erhebt, wo etwas „nicht geheuer" ist, blühen und leuchten Schätze in der Erde. An solchen Schatzsagen mag manches Wahre sein, sind doch schon vielfach vergrabene Geldtöpfe zutage gefördert worden; es ist begreiflich, daß in Zeiten der Kriege Gelder vergraben wurden, deren Besitzer starben oder den Platz nicht mehr fanden. Kriegsvölker haben ihre Beute verscharrt, ihre Kriegskassen vergraben — wer weiß die Stätte? Sollen doch im Jahre 1813 die Franzosen unter Marschall St. Cyr ihre gesamte Kriegskasse in der Erde geborgen haben.

Über all diese Schätze hat nach der Sage der Teufel Gewalt, sie sind ihm verfallen, er bietet deshalb alles auf, um die Erlösung der Schätze zu verhindern. Wer Schätze heben will, muß deshalb reinen Herzens sein; ein reines Mädchen oder ein Mensch ohne Sünde, ein unbefleckter Jüngling, sind vor allem dazu berufen. Auch Kinder erblicken und erlösen Schätze. Das notwendigste Erfordernis für Schatzsucher ist ferner die Gabe, unter allen, auch den

schwierigsten Umständen Schweigen zu bewahren. Dem Schwei-
gen mißt deutscher Glaube von jeher Bann- und Heilkraft bei.

Schätze offenbaren sich nur zu gewissen Zeiten, z. B. am Palm-
sonntag, in der Sonnenwendnacht (Johannisnacht), in der St. Tho-
masnacht und in der Nacht des 24. Februars in einem Schaltjahr
sowie am Karfreitag, während die Passion in der nächsten Kirch
gelesen wird. Je nach den Landschaften sind die Erlösungsfriste
verschieden. Auch erscheinen nicht alle Schätze regelmäßig, manch
kommen nur alle sieben, andere gar nur alle hundert Jahre an di
Oberfläche. Schätze, deren Erlösungszeit ist, leuchten bläulich ode
glühen („wittern", „luttern") wie Kohlen, die aber nicht „anpfen-
gen" (zünden) und deshalb von den unachtsamen Findern wegge-
worfen werden. Gefährliche Bestien bewachen die Schätze: groß
schwarze Hunde, Schlangen und Drachen bedrohen den Schatzsucher

Als Hilfsmittel beim Schatzsuchen gelten die Wünschelrute un
die Springwurzel. Die Wünschelrute ist ein gabelförmiger Zwei
einer Weide oder Haselstaude, ein „Zwiesel", der zu gewisser Zei
von unten nach oben geschnitten und mit drei Kreuzen gesegnet ist
Der Rutengänger hält die Rute an die Erde; wo Schätze liegen
bohrt sie sich ein. Die Wünschelrute gilt als untrügliches Mit-
tel, Schätze zu finden. Die Springwurzel öffnet jeden Ver-
schluß; wer diese Wurzel gewinnen will, muß unter das verspündet
Nest eines Spechtes oder Wiedehopfes in einer Eiche oder einem Nuß-
baum ein rotes Tuch ausbreiten; auf dieses Tuch läßt der erschrocken
Vogel die Wurzel fallen, deren Fundstätte ihm allein bekannt ist.

5. Sage und Volkssitte.

(Ethische Grundgedanken in der deutschen Volkssage.)

In der Volkssage spiegelt sich das Gemütsleben des Volkes
wir beobachten deshalb in der deutschen Volkssage zugleich eine
Teil deutscher Weltanschauung.

Die Grundlage alles deutschen Wesens ist ein inniges Fami-
lienleben: Mutter und Kind sehen wir in der Sage innig ver-
eint, selbst der Tod trennt sie nicht. Rührend erzählt eine sächsisch
Sage: Im Ortsteil Karlsruhe von Niedersohland (an der Spre
waren einst zwei junge Eheleute; die Frau stammte aus dem Orts-
teil Scheidenbach. Diese jungen Leute hatten einen Knaben. Al
das Kind aber sechs Wochen alt wurde, starb die Mutter. Ihre letz
Bitte an den Mann war, das Kind zu ihren Eltern nach Scheiden

bach zu tun. Er tat dies aber nicht, sondern nahm eine Wärterin an. Da erschien nun täglich die Mutter des Kindes in der Behausung des Mannes, setzte sich auf die Ofenbank, der Wiege des Kindes gegenüber und sah unverwandt nach dem darin liegenden Knaben. Nach einer Weile erhob sie sich wieder, ging zur Tür hinaus und verschwand. Das beunruhigte den Mann; er gab das Kind nun zu seinen Schwiegereltern nach Scheidenbach, wo es aufgezogen wurde, und von dem Tage ab erschien die tote Wöchnerin nicht mehr.

Eine hessische Sage erzählt, wie eine Mutter ihr Kind ins Grab nachholte, also: In Jugenheim war eine Frau im Kindbett gestorben und wurde auf dem neuen Kirchhof begraben. In der ersten Nacht nach dem Begräbnis hörte eine Frau, die noch spät an dem Friedhof vorbeiging, dort eine jammernde Stimme, die rief: „Gebt mir mein Kind! Ich will mein Kind!" Am folgenden Tage erkrankte das Kind und wurde immer schwächer. Das vernahm die Frau und ging abends in die Nähe des Friedhofs, um zu hören, ob die Stimme sich wohl wieder vernehmen ließe, denn ihr Mann, der an solche Dinge nicht glaubte, hatte ihr gesagt, das sei wohl irgendein anderes Weib in der Nähe des Gottesackers gewesen. Aber da winselte es abermals: „Gebt mir mein Kind! Ich will mein Kind!" so jämmerlich, daß es die Frau nicht anhören konnte und schnell davonlief. In derselben Nacht noch starb das Kind, und seitdem hatte die tote Mutter Ruhe, und die Stimme ließ sich nicht mehr hören.

Die tote Mutter kommt ihrem leidenden Kinde zu Hilfe: Einem Bergmanne im Harze ist seine Frau bei ihrem zweiten Kinde im Kindbette gestorben. Er hat bald darauf wieder geheiratet. Aber die Stiefmutter ist mit den beiden Kindern ganz unbarmherzig umgegangen. Das ältere hat sie gepeinigt mit Arbeit, die es noch nicht hat verrichten können, und hat ihm die Nahrung vorenthalten, und wenn das arme Kind nicht hat tun können, was die Stiefmutter gewollt, so hat es Schläge, aber nichts zu essen bekommen und oft hungrig zu Bette gehen müssen. Dem kleinsten Kinde hat die Mutter keine Nahrung gegeben, hat's auch nicht gewartet und nicht reinlich gehalten, in der Meinung, es solle auf diese Weise sterben. Aber das kleine Kind ist ihr zum Trotze gediehen. Denn als einmal auch das ältere Kind nichts zu essen bekommen, aber desto mehr Schläge, hat es geweint und gejammert und ganz laut gerufen: „Ach Mutter! Mutter! ach meine liebe Mutter!" Da sprang die unbarmherzige Mutter auf das Mädchen los, um es noch mehr zu schlagen; indem tat die Kleine einen lauten Schrei, flog auf den Vater zu und zog

ihn hinter sich her, daß er hinter den Ofen sehen mußte, wo die Wiege stand. Und da sah er, wie bei der Wiege seine verstorbene Frau saß und das Kind im Arme hatte und es säugte mit ihrer Brust. Die Stiefmutter aber, wie sie das sah, erschrak fast zu Tode, bat das arme geschlagene Mädchen um Verzeihung und es möge doch in Zukunft nur nicht seine Mutter rufen, und sie ist seitdem eine gute Mutter für die Kinder geworden, und da hat auch der Geist der Mutter Ruhe gehabt und hat sich nicht wieder sehen lassen.

Muttertränen lassen dem Kinde nach dem Tode keine Ruhe; viel verbreitet ist die alte Sage vom Kinde mit dem Tränenkrug, sie findet sich in folgender Fassung in Siebenbürgen: Eine Frau hatte ihr erstes und einziges Kind durch den Tod verloren und war darüber untröstlich. Sie ging jeden Tag auf den Friedhof, setzte sich auf den Grabhügel ihres Kindes und weinte bitterlich. Als sie einst wieder auf diese Weise ihrem Schmerze sich hingab, überwältigte sie der Kummer so sehr, daß sie ohnmächtig hinsank. Sie verfiel in einen tiefen Schlummer; darin träumte ihr, es komme ihr Kindlein zu ihr in nassem Hemdlein, gebückt unter der Last zweier großer irdener Krüge, deren es in jeder Hand einen trug. „Ach," rief es, als es ihr näher kam, „Mutter weine nicht mehr; ich kann deine vielen Tränen so nicht mehr tragen!" Als die Frau erwachte, sann sie nach über ihren Traum und weinte von dieser Zeit nicht mehr am Grabe ihres Erstgeborenen.

Der Fluch, namentlich der Fluch eines bitter gekränkten Mutterherzens, trifft schwer: davon zeugt die Sage von dem Aussterben des Rittergeschlechtes von Hirschhorn. Friedrich von Hirschhorn, seines Geschlechtes der Letzte, fing zu Heidelberg am Hofe Kurfürst Friedrichs IV. von der Pfalz mit Johann von Handschuchsheim aus Ehrgeiz Händel an; ein Zweikampf fand statt, in dem der von Hirschhorn seinen Gegner, den von Handschuchsheim, so schwer verletzte, daß er starb. Mit ihm erlosch sein Geschlecht. „Als es aber", so erzählt ein Adeliger des 17. Jahrhunderts, „die Frau Mutter (des Handschuchsheimers) erfahren, hatte sie gewünscht, daß der von Hirschhorn auch als der Letzte seines Stammes und Namens sterben möge und seine Kinder überlebe, welches denn auch geschehen. Gott hat ihm mit beiden Weibern viel Kinder gezeugt, aber alle vor der Zeit wieder hinweggenommen." Der Mutterfluch trifft selbst die eigenen Kinder. Eine Pinzgausage erzählt, daß durch den Fluch der Mutter ein Kinderpaar zu Stein erstarrte, die Mutter aber von Reue gefoltert umschwebt als Eule die Steinleichen ihrer Kinder.

Schwere Strafe trifft das Kind, das seine Eltern schlägt; die Hand, die es erhoben hat, wächst aus dem Grabe. In einer Kirche zu Stettin hängen solche Hände noch zu warnendem Andenken.

Als Symbol des Hauses gilt das Brot. Dem Brote gebührt Verehrung; heißt es doch im Volksmunde mit Recht das „liebe Brot". Dem Nichtswürdigen, der das Brot mißachtet, widerfährt Unglück. Als Pferdejungen ihr Schwarzbrot mit Füßen treten, blutet das Brot. Die Erde verschlingt die bösen Buben. Ein Ackerhof, dessen reiche Besitzer einem Bettler besudeltes Brot reichen, geht unter; denn Gott straft den Frevel am Armen und am Brote. Ebenso versinkt eine durch Bergbau wohlhabend und übermütig gewordene Stadt, weil ihre Bewohner den Kindern Spielsachen aus Weckenteig machen. Eine Braut, die über Brotlaiber geht, um ihren Hochzeitsstaat nicht zu beschmutzen, versinkt in die Erde. Eine Stadt ertrinkt im Balksee, weil ihre Einwohner in den Stuben Weizenmehl statt Sand streuten. Frau Hütt versteinert zur Strafe dafür, daß sie ihren Buben, der in ein Moor gefallen war, mit weichem Brote reinigen ließ. So geht der schöne Grundzug der Heilighaltung des Brotes durch die deutsche Volkssage. Den Übermut der Reichen, die des Brotkorns nicht achten, geißelt die Sage also: Wenn die Bremer Schiffer nach Amsterdam fahren, kommen sie an einer Stelle vorbei — es soll bei Harlingen sein —, wo Weizen im Meer wächst; die Ähren kommen ganz goldgelb aus dem Wasser hervor, aber es sind keine Körner darin. Es war nämlich einmal in dieser Gegend eine reiche Frau, die war so reich, daß sie gar nicht dachte, sie könne je arm werden. Da kam nun einmal einer ihrer Schiffer aus der Ostsee, der hatte Weizen geladen, und sie fragte ihn, auf welcher Seite er ihn eingeladen habe, und als er ihr antwortete: „Auf dem Backbord," sagte sie, so solle er ihn auf dem Steuerbord wieder ausschütten. Da warnte er sie, sie solle sich nicht versündigen, es könne ihr noch schlecht ergehen; sie aber zog einen Ring vom Finger und sagte, indem sie ihn ins Meer warf: „So wenig als ich diesen Ring wiederbekommen kann, so wenig kann ich auch je arm werden!" und ließ den Weizen ins Meer schütten. Anderen Tages schickt sie ihre Magd auf den Markt, einen Schellfisch zu kaufen, und als diese ihn zu Hause aufschneidet, so liegt der Ring darin; und da hat es denn nicht lange gewährt, so ist die Frau ganz arm geworden, so arm, daß sie zuletzt nicht mehr genug hatte, um ihre Blöße zu bedecken. An der Stelle, wo sie den Weizen ins Meer schütten ließ, wächst er noch fort bis auf den heutigen Tag.

Dem deutschen Gemüte entspricht das traute eigene Heim. Darum ist der Ofen der Vertraute des Menschen: in Sagen kehrt der Zug oft wieder, daß Geheimnisse, die den Menschen nicht offenbart werden dürfen, dem Ofen verraten werden. Der Ofen ist hier der Vertreter des Hauswesens, ebenso wie anderwärts der Herd.

Geweiht ist auch dem deutschen Gemüt die Ruhestätte der Verstorbenen. Gräber sind heilig: man soll sie deshalb nicht öffnen. Als schlesische Bergknappen das Grab eines Schwedengenerals, um Gold zu suchen, aufwühlen, erdröhnt fürchterlicher Donner, und der tote General tritt mit gezücktem Degen heraus. Die Schatzgräber entfliehen. Ein Mädchen, das, um seinen Mut zu zeigen, nachts den Friedhof betritt und einen Grabschmuck raubt, büßt mit dem Tode. Eine ganze weitverbreitete Sagengruppe variiert diesen Gedanken: wer seinen Fürwitz an Verstorbenen üben will, dem geht's ans Leben. In der Umgegend von Kemel sind Hünengräber, von denen heißt es (im Nassauischen), daß große Schätze in ihrer Tiefe geborgen seien. In alten Zeiten haben zu öfteren Malen Leute danach graben gewollt: dann hat man wohl dumpfes Murren unter den Hügeln gehört. Einmal jedoch, da die Gierigen sich nicht abschrecken ließen, sieh, da reckte eine Totenhand ein blankes Schwert aus dem Grabe hervor. Den Grabenden entsanken die Spaten, sie bekreuzten sich und flohen eilends von dannen. Wer sich der armen Toten erbarmt, dem sind sie dankbar; das erfuhr Herr Niklaus Zorn von Bulach, der seinen Sitz in Osthausen, unweit von Matzenheim im Elsaß, hatte, ein braver Rittersmann, der selten an einer Kirche vorüberging, ohne einzutreten und wenigstens ein Paternoster oder ein Ave zu sprechen. Auch versäumte er es nie, wenn er über einen Friedhof ging, für das Heil der Seelen, deren Leiber hier ruhten, zu beten. Eines Nachts, als er spät vom Humpenklang zurückkehrte, erblickte er das Licht der Ewigen Lampe in einer Kapelle und wollte eben über den darum liegenden Kirchhof treten, um sein Gebet dort zu verrichten, als plötzlich zwei vermummte Gestalten mit blinkenden Waffen auf ihn lossprangen. Aber noch ehe er selbst zum Schwerte greifen konnte, regte es sich auf dem ganzen Kirchhofe. Eine Menge von Totengerippen richteten sich aus ihren Gräbern empor und stürzten über die beiden Mörder her, die eiligst die Flucht nahmen. Der Junker wußte nicht, wie ihm geschah. Aber ein Gerippe trat zu ihm und sprach: „Fürchte dich nicht, Herr Klaus Zorn von Bulach, die Toten, für deren Seelen du so fleißig betest, sind dir dankbar und werden es nimmer dulden, daß dir auf ihrem Gebiete ein Haar gekrümmt werde."

Wohltätigkeit und Gerechtigkeit.

Man soll den Armen Gutes tun, lehrt die Sage. Christus geht als Armer umher (Allgäu). Übermütigen, die des Notleidenden spotten, droht schwere Strafe. Einst fuhr — so erzählt eine sächsische Sage — ein reiches, stolzes Fräulein in kostbarer Equipage, begleitet von Dienern, auf der Straße, da trat ein armer Greis ihr in den Weg und bat demütig um eine Gabe. Das Fräulein hieß dem Kutscher die Pferde peitschen, diese rissen den Alten nieder, und hohnlächelnd warf sie ihm einen Kieselstein als Zehrpfennig hin. Da tat sich plötzlich die Erde auf, das Fräulein versank mit Wagen, Pferden und Dienerschaft, aus dem Schlunde aber, der sie aufgenommen hatte, quoll schwarzes Wasser hervor und bildete einen tiefen Teich. Harte unbarmherzige Beamte sterben qualvoll und spuken gleich nach dem Tode. Der gerechte Fürst erbarmt sich seiner Untertanen und schützt sie. Ein schönes Fürstenbild zeichnet die deutsche Sage in dem eisernen Landgrafen, von dem man in Thüringen erzählt: Es war einmal ein Landgraf im Thüringer Lande namens Ludwig, den haben sie „den Eisernen" geheißen, als ihn der Schmied von Ruhla gehärtet hatte. Dem wurde gemeldet, daß die Edelleute in seinem Lande gar arg mit ihren Untertanen umgingen, sie bis auf das Blut peinigten und wie das liebe Vieh paarweise vor den Pflug spannten. Und da der Landgraf, der zwar ein sehr strenger, aber dabei ein gerechter Herr war, solche Untaten vernommen, brauste er gewaltig auf, kam von der Wartburg herüber auf das Schloß Nauenburg, das auch einst droben auf Altenstein stand, berief seine Edelleute dorthin und zog mit ihnen hinaus ins Feld, allwo er diese nun gerade so, wie sie es mit ihren Untertanen getan, paarweise vor den Pflug spannte, einen ganzen Acker mit ihnen umpflügte und sie dabei mit der Peitsche gehörig bearbeitete. Hierauf drohte er ihnen mit noch weit Schlimmerem, sofern sie von ihren Unbilden gegen das Volk nicht ablassen würden. Seit dieser Zeit heißt jener Acker noch bis auf den heutigen Tag „der Landgrafenacker".

Wohltätige Stiftungen sollen dem Willen der toten Stifter entsprechend geachtet werden. Zu Bering in Mittelfranken vermachten drei Jungfrauen der Gemeinde einen Wald mit der Bedingung, daß jeden Abend zum Gebet geläutet werden müsse. Als in der Folge die Gemeinde das Läuten unterließ, begann der Wald zu verdorren, wurde aber wieder grün, als man die Glocken in Bewegung setzte. Wer als Vormund Mündel hintergeht, wandert nach

dem Tode und findet nicht eher Ruhe, bis seine Erben Schadenersatz leisten. Nur Herausgabe unrechtmäßigen Gutes verschafft dem ruhelosen Geist Erlösung.

Treue und Glauben.

Alles, was gegen Treue und Glauben verstößt, wird schwer gestraft: der hartherzige Wucherer muß nach seinem Tode umgehen, ebenso wer falsches Maß und Gewicht als Kaufmann oder Wirt seinen Kunden gab. Eine Krügerin zu Eichmedien (zwischen Rhein und Rastenburg), die öfters zu viel anschrieb und sich beim Teufel verschwur, soll der Teufel als schwarzen Gaul zur Schmiede geritten haben, wo sie beschlagen werden sollte. Als der Morgen anbrach und ein Hahn krähte, da zerfielen der Teufel und die Krügerin in Asche.

Das Leben im Recht.

Ein Stück volkstümlicher Rechtsanschauung liegt in der schweren Strafe, die den Grenzfrevler trifft: er muß nach dem Tode umgehen mit dem Grenzstein auf der Schulter oder mit feuriger Maßrute messen. Wer einen Meineid geschworen hat, der verwest im Grabe nicht und geht um.

Pflanzen verraten den Verbrecher, den kein Mensch bemerkte. Den Mörder verrät ein blutender Knochen seines längst verwesten Opfers. Es ist eben vor Gott nichts verborgen. Dieser Gedanke, der zu dem Verfahren des „Bahrgerichts“ im Mittelalter Veranlassung gab und bis in die neuere Zeit sich erhielt, ist der Volkssage geläufig. Blutspuren erlöschen nicht: Blut des vom Teufel zerrissenen Meineidigen ist nach Jahrhunderten noch frisch als Blutstreifen an der Mauer zu sehen. Der Fluch des Verbrechens haftet an der Stelle der Untat. Plätze, wo Mordtaten sich ereigneten, verdorren, dort wächst kein Gras mehr (Würzburg). Auch streitige Äcker, um die ein Meineid geschworen war, werden unfruchtbar. Der Fluch eines unschuldig Gerichteten haftet auf einem Gehöfte; nie soll der Sohn seinem Vater in dessen Besitz nachfolgen.

Bäume, die unschuldig vergossenes Blut bespritzt, verderben und an ihrer Stelle wächst nichts mehr. Auf dem sogenannten „Trieb“ bei Gießen, rechts von der Straße nach Grünberg, sah man noch vor 70 Jahren eine Fläche von vielen Morgen, die mit Eichen bepflanzt war, aber die Bäume hatten alle keine rechte Kraft, keinen frischen Saft, und ihre Gipfel starrten dürr: das kam von einem Fluch, der auf ihnen lag. Diesen Fluch hätte ein zu Unrecht Ge-

richteter über diese Stelle ausgesprochen. Eine ähnliche Sage erzählt man in Thüringen: Ein Teil des zwischen den Dörfern Schwarzbach und Eckardts im Amt Sand gelegenen Waldes heißt der „Schillbachswald". Noch vor nicht langer Zeit vertrieb auch hier die Kiefer die Buche aus ihrem uralten Besitztume. Zwar erhoben sich dort hohe und mächtige Stämme aus dem Boden, ihre Kronen aber verdorrten alle, sobald sie eine gewisse Höhe erreicht hatten. Das war sonst anders, so erzählte eine zweifache Sage. Nach der einen Sage geriet der Herr des Waldes wegen der Eigentums- und Jagdrechte in dem Walde mit einem anderen in Streit; er verlor seine Ansprüche durch falsche Zeugen und schlechte Richter. Da verfluchte er den Wald, und die Wipfel verdorrten. Nach der anderen Sage war ein junges Mädchen der Zauberei angeklagt, durch die Folter zum Geständnis gezwungen und von dem Zentgericht in Friedelshausen als Hexe zum Feuertod verurteilt worden. Immer wieder hatte die Unglückliche beteuert, daß sie keine Hexe sei. Als sie nun auf ihrem letzten Gange jenen Wald passierte, flehte sie zu Gott, daß er zum sichtbaren Zeugnis ihrer Unschuld die Wipfel des Waldes verdorren und nie wieder grünen lassen möge. Und so ist es geworden.

Bei der Stadt Wolfhagen wird auf einem Rasen unter einem Büschlein zu Sommers- und Winterszeit ein stets grünender Platz, eines menschlichen Grabes groß, noch gezeigt. Da ist ein armes Mägdelein wegen falsch bezichtigten Kindesmordes ungerecht vom Leben zum Tode gebracht und auch begraben. Da nun selbe gerichtet werden sollte und dieweil keine hohe, oft wiederholte Bekenntnis zur Fristung ihres Lebens gelten durfte, hat sie inniglich aus ihrem Herzen und Gewissen vor allem umstehenden Volke zu Gott gerufen und gesaget: „So gewiß ich unschuldig bin, wolle Gott geben, daß der Platz meines Grabes nimmer dorre, sondern Sommers und Winters mit seinem Grüne meine Unschuld bezeuge." Und ist dies seither also für Augen wahrhaftig.

Hierher gehört auch die Sage vom Stabwunder, die an sehr vielen Orten erscheint. Eine thüringische Fassung lautet: Als ein der Hexerei beschuldigter Jüngling über Masfeld bei Meiningen zum Hexenberg emporgeführt wurde, um dort verbrannt zu werden, stand ein Pfahl am Wege. Da sprach der Verurteilte: „Daß ich schuldlos bin und schuldlos sterbe, soll dieser dürre Pfahl mir bezeugen." Als die Hinrichtung erfolgt war und die Leute von der Gerichtsstätte wieder herunterkamen, siehe, da grünte schon der Pfahl und war festgewurzelt und ist eine starke Buche geworden, die noch

heute steht. In Pommern erzählt man dieselbe Sage also: Auf dem Knickenberge bei Kallies steht eine Pappel, die einem mit dem Stiel in die Erde gesteckten Besen sehr ähnlich sieht. In alter Zeit, so wird erzählt, wurde ein Schornsteinfegergeselle aus Kallies zum Tode verurteilt, weil er beschuldigt war, Menschen erschlagen zu haben. Auf dem Knickenberge sollte er gerichtet werden. Da nahm er seinen Besen, steckte ihn in die Erde und rief aus: „So wahr ich unschuldig bin, wird dieser Besen ausgrünen!" Darauf erlitt er den Tod. Der Besen aber grünte aus und wurde zum Baum, ein Zeichen seiner Unschuld.

Ein ähnliches Wunder, das eher glaubhaft ist, berichten andere Sagen: Ein Verurteilter setzt zum Zeichen seiner Unschuld einen Baum umgekehrt mit dem Gipfel in die Erde; schlägt er aus, so ist das ein Zeichen dafür, daß er schuldlos gestorben, der Baum faßt Wurzel und wächst kräftig empor. Auf dem Heiligengeistfriedhof zu Berlin soll ebenfalls ein solches Wunder sich ereignet haben. So tut sich die verkannte Unschuld nach dem Tode noch durch ein Wunder aller Welt kund.

Legenden.

Der gläubige Sinn unseres deutschen Volkes verleugnet sich auch in der Sage nicht. Im Glauben wurzelt des Menschen Stärke; als König August der Starke, so erzählt eine sächsische Sage, seinen Glauben wechselte, verlor er seine gewaltige Kraft.

Zeitliche und ewige Strafe trifft alle, die Gottes Wort zuwiderhandeln: den Sonntagsschänder trifft ewige Strafe, er muß auch nach dem Tode weitertreiben, was er am Sonntag getrieben hat; deshalb jagt der wilde Jäger noch heute einher und findet keine Ruhe.

Wer gegen Gott sündiget, der entgeht seiner Strafe nicht, ganz einerlei, ob er hoch oder niedrig steht. Noch erzählt man auf den Halligen die Geschichte von dem bösen Landesfürsten Friedrich, der im Jahre 1634 die übriggebliebenen Nordstrander von Haus und Hof vertrieb, jetzt aber, gleich seinen bösen Ratgebern in Backern (Seeschwalben) verwandelt, selbst alljährlich um sein eigenes Nest, das er nur am Halligrand bauen darf, mit Wellen und Wogen, Winden und Stürmen kämpfen muß. Den Gotteslästerer straft der Herr mit dem jähen Tode. Den Lästerer, der beim Gewitter höhnische Reden führt oder schimpft und flucht, zerschmettert der Blitz oder zeichnet ihn für Lebenszeit.

Städte versinken, wenn ihr Maß an Prunksucht und Schwelgerei

voll ist. Etwa eine Viertelstunde vom Strekelberg, einem Vorgebirge Usedoms, hat vor uralter Zeit eine große, reiche Stadt namens Vineta gelegen, in der hat alles von Gold und Silber und Marmor geglänzt, aber die Leute darin sind gar gottlos gewesen, haben kleine Löcher in den Wänden mit Brot verstopft und ihre Schweine aus goldenen Trögen fressen lassen, und selbst die waren ihnen noch nicht gut genug. Da beschloß der Herr, die gottlose Stadt untergehen zu lassen, und an einem schönen Sommertage erhob sich plötzlich ein Wetter, die Wellen brachen über die Stadt herein und begruben alles. Nur ein einziger Mann, der fromm war, setzte sich auf sein schnelles Pferd und eilte davon, die Wogen stürzten hinter ihm her, allein er entkam glücklich nach Koserow und da war er gerettet; sein Pferd aber stürzte auch sogleich tot unter ihm zusammen. — So ist Vineta untergegangen; aber alljährlich am heiligen Ostermorgen „wafelt" es, erhebt es sich aus der Flut und tanzt und springt freudig über den Wogen. Vineta ist die bekannteste der versunkenen Städte, denen ihr Übermut zum Verderben wurde. Die Zahl solcher versunkener Orte ist sehr groß, die Sage verzeichnet Dutzende in allen Teilen Deutschlands.

Auch wohltätige und segensreiche, religiöse Bilder entwirft die Sage; eine Fülle lieblicher Legenden ranken sich um das Leben der Heiligen und Gottesmänner. Nach der Volkssage wandelt Christus mit seinen Jüngern noch heute durch die Welt, auch die Heiligen, an ihrer Spitze Maria, sind noch immer lebendig zugegen, und manche sinnige Erzählung hat der Volksmund von ihnen bewahrt. Zahlreich sind die Überlieferungen von Engeln und Heiligen, die deutsche Städte in der Not persönlich beschirmten. Die vom Feinde hart bedrängte Stadt Eschwege wird durch flammende Himmelszeichen gerettet. Solche wunderbare Rettungen werden öfters berichtet; so beschirmten 1448 die Jungfrau Maria und der heilige Valentinus das belagerte Gebweiler, indem sie sich auf den Mauern zeigten. Als 1645 Meiningen von den Bayern hart berannt wurde, kam ein Engel in der Gestalt eines weißen Mannes der belagerten Stadt zu Hilfe. Den Konstanzern stand die Mutter Gottes 1633 gegen die Schweden bei. Der heilige Erzengel Michael schützte die Stadt Bautzen persönlich mit dem Schwerte in der Hand gegen die Angriffe der Hussiten. Den wankenden Felsen, der einen Ort zu zerschmettern drohte, band ein Engel mit goldenen Ketten und beseitigte die Gefahr (Schweiz).

Auf jedem Kirchhofe ist ein eigener Raum, meistens eingefriedet,

„der unschuldigen Kinder Friedhof“ genannt; er ist bestimmt für diejenigen Kinder, welche ohne Taufe sterben, und geschieden von dem Engelgarten, der Begräbnisstelle für die getauften Kinder. Oft sieht man Lichtlein daraus hervorkommen und über den ganzen Friedhof sich ausbreiten, die Seelchen der Kinder, welche mit ihren Engeln spielen, die aus dem Himmel zu ihnen herabsteigen dürfen und ihnen aus dem Himmel Geschenke mitbringen und von des Himmels Freuden erzählen. Nach der Legende, die im Volke noch geht, hat der heilige Johannes der Evangelist sich eine Gnade vom Herrn erbeten, daß er nämlich am Jüngsten Tage diese Kinderseelen mit in den Himmel führen dürfe. Welch sinnige Poesie!

Echte, ehrliche Herzensreue erlöst nach Ansicht der Volkssage den Sünder. Ein Verurteilter sagt kurz vor seiner Hinrichtung zu seinen Schwestern: „Komme ich an eine gute Stelle, d. h. in den Himmel, so werden zwei weiße Tauben vor euern Fenstern erscheinen.“ Und so geschah's auch, weil er reumütig gestorben war. Aus dem Grabe eines reuigen Sünders wächst ein Baum als Zeichen, daß er von Gott in Gnaden angenommen sei.

* * *

In der Volkssage liegt ein tiefer Kern edelster Sittlichkeit, sie lehrt an Beispielen aus der Umgebung des Menschen und mahnt das Gute zu tun und das Böse zu meiden. Die Volkssage weist auf den Wert des Rechtes im Menschenleben hin und predigt einen innigen Gottesglauben, der in Taten des Menschen seinen Ausdruck findet. Durch ihre Lehren hat die Volkssage viel zu jener ernsten Welt- und Lebensauffassung beigetragen, die sich noch heute überall da findet, wo in deutschen Gauen der Väter Sitte und Glauben in Ehren gehalten wird. —

6. Der Humor in der Sage.

Gesunde Völker bedürfen des Humors. Deshalb waren auch die alten Deutschen kräftige Spötter. Sie ließen keinen Anlaß vorübergehen, ohne sich an ihren Feinden zu reiben. Ihr Spott war derb. Diese Spottlust lebt auch in der Volkssage fort, unzählige drollige Geschichten werden von aller Welt berichtet, keine Landschaft gibt's, wo nicht Schwänke, Schildbürgerstücklein, Ortsneckereien sich fänden.

Spottreime auf die Einwohner der Städte waren im Umlauf; so hieß es von den sieben Städten der Altmark:

De Stendaler drinken gerne Win,
De Garbeleger wüllen Junker sin,

De Tangermünder hebben den Mot,
De Soltwedler hebben det Got,
De Seehuser, det sind Ebentür,
De Werbner geben den Weiten dühr,
De Osterborger wollden sich reken
Und beden den Bullen vör den Bären steken.

Bei solchen Spottversen mögen auch sagenhafte Schwänke den Stoff geliefert haben.

Der Volkshumor trieb seinen Spott auch mit dem Teufel. Mit Behagen erzählte man die Mißerfolge des Satans, wenn ihn ein Schalk überlistete oder ein kräftiger Mann den Teufel matt setzte.

Mit Vorliebe wurden bestimmte Ortschaften oder Landstriche mit Streichen in Verbindung gebracht, die einen törichten Anstrich hatten; solche Schildbürgerstückchen erzählte man z. B. im Allgäu von den Bewohnern des Walsertales. Diese gaben den „Schwaben" den Spott zurück, und das Neckspiel ging hinüber und herüber, wobei es auf Neuheit des Schwankes nicht ankam. Wandersagen wurden gern lokalisiert. Die deutschen Gauen sind reich an Orten, die nach der Sage Schildbürger beherbergen. Ob sie mit Recht oder Unrecht in solchen Ruf gekommen sind, läßt sich nicht mehr entscheiden. In Hessen waren die Griesheimer Schwänke wohlbekannt, in Westfalen die Streiche der Insassen des Dorfes Landenbeck, in Hinterpommern die der Darsikower, in Mecklenburg die der Teterower. Schöppenstedter Streiche sind noch heute sprichwörtlich. Als „Weilheimer Stückln" gehen viele Schwänke unterm Bauernvolke um. In einzelnen Landesteilen sind diese Schwänke seltener, während anderwärts derartige tolle Streiche von den Einwohnern vieler Ortschaften berichtet werden. In der Schweiz erzählte man sie schon im 15. Jahrhundert von den Gersauern. Von derartigen Schwänken rühren vielfach die Spitznamen her, welche einzelnen Dörfern angehängt werden. Diese Rubrik der Dorfkomik ist namentlich in Oberösterreich reich.

Unzählig sind die Ortsneckereien, deren jede Landschaft ihr gerütteltes Maß besitzt. Das Hänseln und Foppen ist ein harmloser Spaß, den in alter Zeit niemand tragisch nahm. Hunderte von Ortschaften haben ihre Spitznamen, die vielfach durch sagenhafte Begebenheiten erklärt werden. Manche Landschaften sind besonders begabt für Humor. Die Neigung zu Spott und Neckerei liegt z. B. im Charakter des Hinterpommers; ein Wort, eine dumme Tat gibt ihm bald Gelegenheit, seinem Nachbarn einen Ekelnamen anzuhängen, der diesem oft für sein ganzes Leben bleibt, oder seinen Namen

in einen Spruch zu verflechten, der bald die Runde durch die umliegenden Dörfer macht.

Einzelne Schwänke sind mit bestimmten Persönlichkeiten verknüpft; so erscheint Till Eulenspiegel als volkstümlicher Spaßmacher. Das ganze Gebiet des Volkshumors ist ungeheuer groß: viel Material ist gesammelt, doch harrt es noch seines Bearbeiters. Neben Wertlosem liegt auch hier, wie überall bei den Volksüberlieferungen, reichlich ungemünztes Gold verborgen.

III. Quellen der deutschen Volkssage.

Niederschriften von Volkssagen aus der lebendigen Überlieferung finden sich hier und da vereinzelt schon bei mittelalterlichen Chronisten. Freilich werden sie meist nur gestreift oder nebenbei erwähnt. Die Volkssage galt den auf Staats- und Kirchengeschichte erpichten Zeitbuchschreibern nicht als vollwichtige Quelle.

Für die verhältnismäßig geringe Ergiebigkeit mittelalterlicher Quellen entschädigen uns sehr reichlich ein paar von Mönchen verfaßte religiöse Schriften, die das zeitgenössische Leben und Treiben an der Hand sagenhafter Geschichten anschaulich darstellen. Der wichtigste unter diesen Schriftstellern ist der Rheinländer Cäsarius, Zisterziensermönch zu Heisterbach, gestorben nach 1242. Er war ein Beobachter und Kenner des Volkslebens, aus dem er in seiner Schrift „Dialogus Miraculorum" viele Züge mitteilt. In seiner naiven Gläubigkeit hat er als Beweis für die Wahrheit seiner religiösen Ansichten eine Fülle von Sagen und Legenden angeführt. Es finden sich darunter Geschichten, die ähnlich heute noch umlaufen; wer den Gehalt der deutschen Volkssage völlig erschöpfen will, muß das in 12 „Distinktionen" zerfallende Wunderbuch des Cäsarius gründlich studieren. Minder reichhaltig als Cäsarius ist die Schrift des Dominikanermönchs Thomas von Chantimpré (Kloster bei Cambray: er ist geboren um 1218, gestorben um 1280) „Vom Bienenstaat". Thomas hat als Beichtvater und Prediger vielerlei selbst erfahren, mehr aber noch gehört und solche Erzählungen in seinen Traktat verflochten. An der Grenze des Deutschen und Französischen stehend, hat er aus beiden Gebieten Erlebtes und Gehörtes mitgeteilt. Der deutschen Volkssage hat er Überlieferungen von teuflischen Luftfahrten, von Wald- und Wassergeistern, Elben und Teufeln im Gewitter entlehnt. Der Stil des Thomas ist lehrhafter als der des naiveren Cäsarius.

Die Quellen der Volkssage fließen erst wieder reichlicher, sobald die deutschen Lokalchroniken häufiger werden. Unter diesen Werken steht hinsichtlich ihres Sagengehaltes obenan die von K. A. Barack 1869 veröffentlichte „Zimmerische Chronik". Mancherlei Sagenstoffe bringt auch die Schwäbische Chronik des Professor Crusius in Tübingen.

Im 17. Jahrhundert sind einige gelehrte Sammler emsig bemüht, auch Sagen zusammenzubringen. Eine wahre Fundgrube älterer Sa-

gen bilden die Bücher des Johannes Prätorius, der in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts schrieb und „mit geschmackloser, aber scharfsinniger Gelehrsamkeit Sinn für Sage und Aberglaube verband". Seine Bücher: „Blockes-Berges Verrichtung", Leipzig 1668; „Neue Weltbeschreibung", 1661, und „Alectryomantia", 1681 erschienen, enthalten in barockem Gewande manche dem Volksmunde abgelauschte Sage. In den Werken Grimmelshausens finden sich sagenhafte Erzählungen öfters. Er hat sie aus dem Volksmunde entnommen, einzelne auch Schriftstellern, wie Prätorius entlehnt. Der Verfasser des „Simplizissimus" besaß Verständnis für Volksüberlieferungen, er bekennt, daß er mit großer Lust dem Bericht der Schwarzwälder Bauern über den „wunderbarlichen" Mummelsee zugehört habe. Auch viele andere Sagen, z. B. die vom Ritter Staufenberg, dem „klingenden höllischen Heer", Schatzsagen, Teufels- und Hexengeschichten werden von Grimmelshausen erzählt oder kurz gestreift. Er hielt dergleichen zwar persönlich „vor eitel Fabeln", aber er wußte, daß das Volk solchen Sagen lauschte, und deshalb fügte er sie ein.

Die deutsche Romantik brachte der Sage die Erlösungsstunde. In der „Zeitung für Einsiedler", die Achim von Arnim 1808 in Heidelberg herausgab, ließ Jakob Grimm einen Aufsatz erscheinen, betitelt: „Gedanken: wie sich die Sagen zur Poesie und Geschichte verhalten" (Nr. 19 u. 20). Grimm hoffte, daß die große Liebe zu den Volksliedern auch die Aufmerksamkeit auf die Sagen lenken werde. Die Brüder Grimm sammelten unverdrossen Volkssagen sowohl aus dem Volksmunde als aus alten Chroniken, Ortsbeschreibungen und ähnlichen Werken. Es fanden sich so viele Sagen zusammen, daß 1816 die Brüder Grimm ihr Buch „Deutsche Sagen" erscheinen lassen konnten. Mit dem Werke der Brüder Grimm, das 1905 seine 4. Auflage (herausgegeben von Reinhold Steig) erlebte, beginnt eine kritischere Art der Sagensammlung in Deutschland. Zwar ist das alte Verfahren der willkürlichen Sagenbearbeitung noch nicht ganz überwunden, aber Forscher wie Sammler befleißigen sich mehr oder weniger unverfälschter Wiedergabe ihrer Niederschriften. Einzelne Sammler, wie z. B. Kuhn, Schwartz, Bartsch u. a. m., haben Mustergültiges geleistet.

Ich lasse nunmehr, meist nach Landschaften geordnet, ein Verzeichnis der wichtigeren Sagensammlungen folgen.

Alphabetisches Verzeichnis der wichtigsten deutschen Sagensammlungen.

Allgäu: Karl Reiser, Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäus. 2 Bde. Kempten 1895 ff.

Alpen: Th. Vernaleken, Alpensagen. Wien 1858.

Joh. Nepomuk Ritter von Alpenburg, Deutsche Alpensagen. Wien 1861.

Altmark: J. D. H. Temme, Die Volkssagen der A. Berlin 1839.

Baden: Bernh. Baader, Volkssagen aus dem Lande Baden. Karlsruhe 1851.

Derselbe, Neugesammelte Volkssagen aus Baden. Karlsruhe 1859.

Elard Hugo Meyer, Badische Volkskunde. Bonn 1894.

Elard Hugo Meyer, Badisches Volksleben. Straßburg 1900.
August Schnezler, Badisches Sagenbuch. 2 Bde. Karlsruhe 1846.
Bayern: Friedrich Panzer, Bayerische Sagen und Bräuche. Bd. 1. München 1848. Bd. 2 1855.
A. Schöppner, Sagenbuch der bayerischen Lande. München 1852/53. 3 Bde.
J. Sepp, Altbayerischer Sagenschatz. München 1876.
Böhmen: J. V. Grohmann, Sagen aus Böhmen. Prag 1863.
Josef Alfred Taubmann, Märchen und Sagen aus Nordböhmen. Reichenberg 1887.
Egergau: Heinrich Gradl, Sagenbuch des Egergaues. Eger 1892.
Zahlreiche Sagen enthält die Zeitschrift „Unser Egerland", herausgegeben von Alois John (besonders wichtig ist VIII, 6 ff. und IX, 33 ff.).
Eifel: J. H. Schmitz, Sitten, Sagen und Legenden des Eifler Volkes nebst einem Idiotikon. 2 Tle. Trier 1856/58.
Elsaß: Wilh. Hertz, Deutsche Sage im Elsaß. Stuttgart 1872.
Stöber, Die Sagen des Elsasses. N. A. 2 Bde., hrsg. v. C. Mündel. Straßbrg 1892/96.
Fichtelgebirge: Ludwig Zapf, Der Sagenkreis des Fichtelgebirges. Hof o. J.
Franken: Ludwig Bechstein, Der Sagenschatz des Frankenlandes. 1. Teil (die Sagen des Rhöngebirges und des Grabfeldes). Würzburg 1842.
Frankfurt am Main: Karl Enslin, Frankfurter Sagenbuch. N. A. Frankfurt a. M. 1861.
Hannover: W. Rustmann, Alte Steine in neuer Fassung. Hannover 1886 (vielfach bearbeitet).
Harz: H. Pröhle, Harzsagen. Leipzig 1854. Unterharzische Sagen. Aschersleben 1856.
Hessen (beide Hessen): Karl Lynker, Deutsche Sagen und Sitten in hessischen Gauen. 2. A. Kassel und Göttingen 1860.
Theodor Bindewald, Oberhessisches Sagenbuch. Aus dem Volksmunde gesammelt. Neue vermehrte Ausgabe. Frankfurt a. M. 1873.
Karl Bader, Hessische Sagen 1. Reihe (Auswahl aus J. W. Wolfs Sammlung). 2. Reihe (Zusammenstellung). Darmstadt 1908/12.
Hermann von Pfister, Sagen und Aberglaube aus Hessen und Nassau. Marburg 1885.
Philipp Hoffmeister, Hessische Volksdichtung in Sagen und Märchen, Schwänken und Schnurren usw. Marburg 1869.
J. W. Wolf, Hessische Sagen. Göttingen 1853.
Hildesheim: Karl Seifart, Sagen, Märchen, Schwänke und Gebräuche aus Stadt und Stift Hildesheim. Göttingen 1854.
Kärnten: J. Rappold, Sagen aus Kärnten. Augsburg und Leipzig 1887.
Lausitz: K. Haupt, Sagenbuch der Lausitz. 2 Tle. Leipzig 1862 ff.
Ernst Willkomm, Sagen und Märchen aus der Oberlausitz. 2 Tle. Hannover 1843.

K. Gander, Niederlausitzer Volkssagen, vornehmlich aus dem Stadt- und Landkreise Guben (Volksausgabe). Berlin 1896.
Lechrain (Bayern): Karl Freiherr von Leoprechting, Aus dem Lechrain. München 1855.
Lübeck: E. Deecke, Lübische Geschichten und Sagen. 2. A. Lübeck 1878.
Mark (Brandenburg): A. Engelien und W. Lahn, Der Volksmund in der Mark Brandenburg. Tl. I (mehr ist wohl nicht erschienen). Berlin 1868.
E. Handtmann, Neue Sagen aus der Mark Brandenburg. Berlin 1883.
Adalbert Kuhn, Märkische Sagen und Märchen nebst einem Anhange von Gebräuchen und Aberglauben. Berlin 1843.
Mecklenburg: Karl Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche. 2 Bde. Wien 1879/80.
Mosel: N. Hocker, Des Mosellandes Geschichten usw. Trier 1852.
Nassau (s. Hessen): Pfister.
Joseph Kehrein, Volkstümliches aus Nassau. N. A. Leipzig 1891.
Niederlande: Johann Wilhelm Wolf, Niederländische Sagen. Leipzig 1843.
Nachträge in desselben: Deutsche Märchen und Sagen. Leipzig 1845.
Niedersachsen: Georg Schambach und Wilhelm Müller, Niedersächsische Sagen und Märchen. Göttingen 1855.
Harrys, Volkssagen Niedersachsens. 2. Abt. Celle 1840.
Norddeutschland: A. Kuhn und W. Schwartz, Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche. Leipzig 1848.
Oberpfalz: Fr. Schönwerth, Aus der Oberpfalz. 3 Bde. Augsburg 1857/59.
Österreich: Theodor Vernaleken, Mythen und Bräuche des Volkes in Österreich. Wien 1859.
Amand Baumgarten, Aus der volksmäßigen Überlieferung der Heimat. Linz 1864.
Oldenburg: Strackerjan, Aberglaube und Sage aus Oldenburg. 2 Bde. Oldenburg 1867.
Ostpreußen: W. J. A. Tettau und J. D. H. Temme, Die Volkssagen Ostpreußens usw. Berlin 1837.
Pommern: Temme, Volkssagen von Pommern und Rügen. Berlin 1840.
Ulrich Jahn, Volkssagen aus Pommern und Rügen. 2. A. Berlin 1890.
Preußen: J. G. Th. Gräße, Sagenbuch des preußischen Staats. 2 Bde. Glogau 1868/71.
Sachsen (und Thüringen): Emil Sommer, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Sachsen und Thüringen. Erstes Heft (mehr ist nicht erschienen). Halle 1846.
Joh. Georg Theodor Gräße, Der Sagenschatz des Königreichs Sachsen. 2 Bde. 2. A. Dresden 1874.
Alfred Meiche, Sagenbuch des Königreichs Sachsen. Leipzig 1903.
Salzburg: R. von Freisauff, Salzburger Volkssagen. Wien, Pest, Leipzig 1880.

Samland: R. Reusch, Sagen des preußischen Samlandes. 2. A. Königsberg 1863.

Schlesien: Paul Drechsler, Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien. 2 Bde. Leipzig 1903, 1906. (Schlesiens volkstümliche Überlieferungen, hrsg. von Friedrich Vogt. Bd. II, 1 u. 2).

Richard Kühnau, Schlesische Sagen. Bd. 1 (1910), Bd. 2 (1911), Bd. 3 (1913), Bd. 4 (Register, 1913). Leipzig, B. G. Teubner (Schlesiens volkstümliche Überlieferungen, hrsg. von Th. Siebs. Bd. III—VI).

(Grafschaft Glatz): Max Klose, Führer durch die Sagen- und Märchenwelt der Grafschaft Glatz. Schweidnitz o. J.

Schleswig-Holstein: Karl Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg. Kiel 1845.

Schwaben: A. Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben. 2 Bde. Freiburg i. Br. 1861 ff.

Derselbe, Aus Schwaben. 2 Bde. Wiesbaden 1874.

Ernst Meier, Deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben. 2 Tle. Stuttgart 1852.

Schweiz (Aargau): Ernst Ludwig Rochholz, Schweizersagen aus dem Aargau. Gesammelt und erläutert. 2 Bde. Aarau 1856.

Fünf Orte: Lütolf, Sagen usw. aus den fünf Orten. Luzern 1862.

Siebenbürgen: Friedrich Müller, Siebenbürgische Sagen. Kronstadt 1857.

Siebengebirge: Ferdinand Schmitz, Volkstümliches aus dem Siebengebirge. Bonn 1901.

Spessart: Adalbert von Herrlein, Sagen des Spessart. Aschaffenburg 1851. N. A. ebenda 1906.

Thüringen: L. Bechstein, Sagenschatz des Thüringerlandes. 4 Tle. Meiningen und Hildburghausen 1835/38.

Derselbe, Thüringer Sagenbuch. 2 Bde. Wien und Leipzig 1852.

August Witzschel, Sagen aus Thüringen. Bd. 1 Wien 1866. Bd. 2 Wien 1878.

W. Börner, Volkssagen aus dem Orlagau. Altenburg 1838.

C. L. Wucke, Sagen der mittleren Werra nebst den angrenzenden Abhängen des Thüringer Waldes und der Rhön. 2 Bde. Salzungen 1864.

2. Aufl. hrsg. von Dr. Hermann Ullrich. Eisenach 1891.

Tirol: Ignaz Vincenz Zingerle, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Tirol. Innsbruck 1859.

Joh. Nepomuk Ritter von Alpenburg, Mythen und Sagen Tirols. Zürich 1857.

Vogtland: R. Eisel, Sagenbuch des Vogtlandes. Gera 1871.

J. A. E. Köhler, Volksbrauch usw. im Vogtlande. Leipzig 1867.

Voralberg: F. J. Vonbun, Beiträge zur deutschen Mythologie. Gesammelt in Churrhaetien. Chur 1862.

Derselbe, Sagen Voralbergs. Innsbruck 1858.

Waldeck: Curtze, Volksüberlieferungen aus dem Fürstentum Waldeck. Arolsen 1860.

Westfalen: Hermann Hartmann, Bilder aus Westfalen. Osnabrück 1871.

Hüser, Beiträge zur Volkskunde (Gymnasialprogramm). Teil 2. Warburg 1898.

Adalbert Kuhn, Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen usw. 1. Tl. (Sagen), 2. Tl. (Gebräuche und Märchen). Leipzig 1859.

Untersuchungen zur deutschen Volkssage.

L. Bechstein, Mythe, Sage, Märe und Fabel im Leben und Bewußtsein des deutschen Volkes. 3 Tle. Leipzig 1855.

Wilhelm Kolbe, Hessische Volkssitten und Gebräuche. 2. Aufl. Marburg 1888.

L. Laistner, Nebelsagen. Stuttgart 1879.

A. Ritter von Perger, Deutsche Pflanzensagen. Stuttgart und Öhringen 1864.

Forschungen zur Volkssage enthalten ferner Grimms deutsche Mythologie, die Arbeiten Elard Hugo Meyers (Germanische Mythologie usw.) und anderer.

Als Handbücher der deutschen Volkssage sind zu nennen:

Henne-am Rhyn, Die deutsche Volkssage. 2. Auflage. Wien 1879. (Hartlebens Verlag.)

Wehrhan, K., Die Sage. (Handbücher zur Volkskunde, Bd. 1.) Leipzig (W. Heims Verlag).

IV. Der Wert der Volkssage für das deutsche Volk.

In der deutschen Volkssage liegt wie in der gesamten deutschen Volkskunde ein Hort deutschen Wesens, dessen hohe Bedeutung noch lange nicht gewürdigt wird. Man vergißt ganz, daß der Inhalt unserer Volksüberlieferungen in Lied, Sage, Märchen und Glauben viele Jahrhunderte lang unseres Volkes heiligstes und teuerstes Vermächtnis, sein Trost im Leid, sein Begleiter durchs Leben gewesen ist. Als keine Kunstdichtung und Kunstmusik blühte, da gaben die Weisen der Volkslieder dem Volke Labsal und Erfrischung, als noch niemand las und dem Volke Belehrung bot, da ersetzte ihm Sage und Märchen jede Anregung von außen, und der Volksglaube, den man heute so stolz zur Seite schiebt, hat vielen Tausenden von Kranken und Hilflosen Hoffnung und Heilung gewährt. Die Volkskunde umfaßt die ehrwürdigen Heiligtümer aus der Vergangenheit unseres Volkes, die es wohl verdienen, nicht bloß gesammelt, sondern auch wieder in reiner Form dem Volke dargeboten zu werden. Die Volkssage ist, weil sie an bestimmte Örtlichkeiten anknüpft, am engsten mit dem deutschen Wesen verknüpft. Zur Volkssage ge-

hört **das Bild der heimatlichen Landschaft** so sehr, daß der tiefere Sinn mancher Sagen sich erst an Ort und Stelle enthüllt. Ist doch die Sage erst aus der Landschaft heraus geboren. Abgesehen von den Wandersagen sind alle Volkssagen Erzeugnisse ihrer Landschaft: ohne das Bild des Berges versteht man nie den Grund der Sage. Wer den riesigen, scharf abschneidenden Grat des Hörselberges, der sich lang hinzieht, gesehen hat, der wird es sofort verstehen, daß ein so imposanter Bergrücken zum Mittelpunkt der Sagen ward; dasselbe gilt vom Odensberg, vom Untersberg, vom Kyffhäuser, es sind lauter weithinschauende, die Gegend beherrschende Berge von massiger Erscheinung.

Von Burgen und Kirchen gilt dasselbe; auch sie müssen ihre Erscheinung bewahren. Künstliche Restaurierungen sind im allgemeinen zu verwerfen, weil sie das Landschaftsbild und damit die Sage zerstören. Dies ist einer der Gründe, die gegen den Aufbau von Burgruinen sprechen. Noch schlimmer ist die Erneuerung alter Kirchen, wobei oft alles zerschlagen und entfernt wird, was den Reiz des geweihten Ortes bildete. Da wurden Grüfte zugeschüttet, Grabsteine beseitigt, ohne daß der betreffende Baumeister dem historischen Bild der Kirche oder der Volksauffassung Rechnung trug. „O rühret, rühret nicht daran!" möchte ich immer bitten, wenn ich lese, daß wieder einmal ein Gotteshaus der alten Zeit „restauriert" werden soll. Mich schaudert schon bei diesem Gedanken. Ich sehe nüchterne, weißgetünchte Wände und pedantisch sauber geputzten Hausrat. O, ihr Philister, schändet mir mein Heiligtum nicht! Was wißt ihr von der andachtsvollen Stimmung, die das Herz im Halbdunkel eines alten Kirchleins beschleicht, wo jeder Winkel so traulich spricht von treuen Betern und guten Seelen! Da kommen dann rohe Fäuste und weißen alles weg. Alles weg! Es ist, als ob sie mit einem Male das ganze Seelenleben des Kirchleins weggewischt hätten. Nüchtern und poesielos blickt uns alles an. Der Reiz ist fort. Und mit dem Gotteshaus fällt nur zu oft der Glaube. In der Welt von heute ist ja ohnehin nicht mehr viel Glaube da.

Man sollte, wenn man nicht pietätvoll zu erneuern versteht, lieber das Alte lassen, wie es ist. Das unselige Architekturschema, das rücksichtslos theoretisch alles geschichtlich Gewordene zurechtrückt, hat schon viele ehrwürdige Kirchen ihres Reizes beraubt. Ebensooft haben freilich auch reine Nützlichkeitsgründe zur Zerstörung alter Denkmäler geführt; der Absicht, einige Sitze mehr für Zuhörer zu schaffen, haben wertvolle Grabdenkmäler weichen müssen.

Sehr eilig hat es die Neuzeit auch mit dem Abreißen alter Bauten, leider auch vieler Kirchen, gehabt. Auch dadurch ist vieles Ehrwürdige, vom Silberglanz der Sage Umwobene zerstört worden. Konnte doch selbst der Denkmalsschutz die alte Wallfahrtkapelle bei Blankensee nicht vor der Zerstörung retten. Welchen Schaden hat die überstürzte Beseitigung der alten Umwallung mit Türmen und Mauern den Städten gebracht, manches köstliche Stadtbild ist ohne Not, manche historische Stätte planlos vernichtet worden. Verständnislos und wahllos wurde niedergerissen, was der Vorzeit heilig und wert war.

Noch schlimmer erging es den sog. „Naturdenkmälern", eigenartigen Steinen, Bäumen, Felsgebilden. Schonungslos wurden sie ausgerottet. Erratische Blöcke wurden zersprengt, dann klein geklopft und zur Beschotterung der Straßen benützt. Keine Hand regte sich gegen solches rohe Gebaren, das noch obendrein als Sparsamkeit galt. So sind viele erratische Blöcke verschwunden. In der alten sagenreichen Zauche, die einst so reich an prächtigen Findlingssteinen war, sind nur noch ein paar erhalten geblieben, alle anderen sind zerschlagen und weggeschafft. Dabei mangelt es gar nicht an Steinen im Boden, aber gerade die schönsten und merkwürdigsten Steingebilde suchten sich die Zerstörer mit Vorliebe aus. So ward der sagenreiche Markgrafenstein bei Rauen zerspalten, die eine Hälfte ward zu einer großen Schale verarbeitet, die jetzt auf dem Lustgarten zu Berlin steht und dort als Zeichen der Geschmacksverirrung mit Recht angestaunt wird. Ähnlich ging es mit alten Bäumen: wie mancher ehrwürdige Baum ist mutwillig gefällt worden! Gründe sind ja immer vorhanden, um törichtes Handeln zu entschuldigen. Früher besaß jedes Dorf seine hochragende Linde, sein Dorfheiligtum. Wo findet sich heutzutage noch einer dieser majestätischen Baumriesen? Sie sind selten geworden. Auch in den Wäldern hat der sog. „rationelle" Betrieb, der allein nach der Rentabilität des Waldes fragt, manchen alten Baum, an den sich Sagen knüpften, der Axt zum Opfer gebracht. Mußte das sein? War die Handvoll Taler, die das Holz brachte, wirklich mehr wert als das ideale Gut alter Volkssage?

Bei Eisenbahnbauten ist vieles vernichtet worden. Es gäbe eine respektable Liste von Altertümern, wenn man alles verzeichnete, was den eisernen Schienen zum Opfer gefallen ist. Nicht immer geschah die Vernichtung unter dem Zwange unabwendbarer Notwendigkeit. So manche von der Sage verherrlichte Naturschönheit und

-eigenart ist im Laufe der neueren Zeit gedankenlos zerstört worden. Steinbrüche gefährden die sagengeweihten Stätten: unter der Burg Schadeck bei Neckarsteinach gähnt ein Steinbruch; den sehenswerten Liebchenstein an der Mulde (Kgr. Sachsen), eine merkwürdige Felsbildung, hat ein Steinbruch größtenteils beseitigt. So ist auch der schöne Felsen, der Bilstein an der Werra, beim Bau der Eisenbahn zersprengt und als Ausfüllungsmasse verwendet worden. Bitter klagt Major Pfister: „Es gibt eine seelische Roheit, die niedriger denn unkundige Nichtachtung und Wildheit des Barbaren ist. Sie beruht auf der Einseitigkeit des Fachmenschen. So führt der starre Straßenbauer seinen Plan um einer geraden Linie willen vielleicht durch kostbarste Überlieferungen der Vorwelt" (Pfister, Sagen aus Hessen 129).

Leider hat der Mangel an Verständnis für Heimatart und Heimatbild schon viel Unheil angerichtet. Erst neuerdings hat man ernstlich angefangen, das Landschaftsbild zu schützen, das Verlorene kann man freilich nicht mehr ersetzen. So manches historische Stadtbild ist verhunzt, um schnöden Geldgewinnes halber für immer vernichtet. So ist das herrliche Bild, das Marburg, die sagenreiche Stätte der heiligen Elisabeth, bot, jetzt gänzlich zugebaut und für immer verdorben. Hoffentlich ist solcher Verschandelung deutscher Landschaft nun ein Riegel vorgeschoben. Freilich viel, sehr viel ist bereits vernichtet und kehrt nicht wieder. Abbildungen, die man jetzt mit Vorliebe sammelt, ersetzen nie die Wirklichkeit.

Einen geringen Ersatz für die Vernichtung unserer Volksaltertümer bietet die Verbringung des erhaltenen Restes in Museen. Hier stehen sie eingereiht in den langen Gängen voll der verschiedenartigsten Sehenswürdigkeiten. Es fehlt ihnen Luft, Licht und passende Umgebung. Große Museen gleichen Beinhäusern, in denen die entseelten Hüllen der Vorzeit aufgespeichert werden. In diesem Massenmausoleen kommt der einzelne, in seiner ursprünglichen Umgebung bedeutsame und reizvolle Gegenstand gar nicht zur rechten Geltung, er verschwindet in der Fülle und wird übersehen. Besser sind schon die Lokalmuseen. Freilich wird es hier oft an passendem Raum und noch öfters an passenden Hütern und Pflegern fehlen. Immerhin ist, z. B. in der Mark Brandenburg, ein verheißungsvoller Anfang mit Dorfmuseen gemacht worden. Wenn der Unterricht der Jugend diese Museen zur Belebung der Heimatkunde richtig benutzt, werden sie großen Nutzen stiften und viel Anregung spenden.

Wo irgend möglich, sollte man diese Altertümer an ihren Plätzen lassen. Nichts ist barbarischer als das jetzt leider mehrfach geübte Verschleppen geweihter Altertümer als Schaustücke in Museen. Gegen derartige Pietätlosigkeit muß entschieden Einspruch erhoben werden. Museen sollen erhalten, was sonst verloren geht, aber nicht aufspeichern, was ihnen gar nicht zukommt. Was soll ein fränkischer Klosterkreuzgang mit seiner Walthersage in dem Berliner Museum? Da steht er kahl und öde, während er auf dem Boden, der Walthers Leiche deckt, vom Goldfaden der Sage umsponnen war. Was soll ferner das oberfränkische Langheimer Kirchenportal, herausgerissen aus seiner Umgebung und in ein Berliner Museum verpflanzt? Das steht als Schaustück tot da, weil das feinere Leben ihm fehlt.

Nicht Konzentration der Museen, sondern Dezentralisation tut not. Ich habe mich deshalb stets darüber gefreut, wenn Volkskundesammlungen für sich und in der Landschaft blieben, wohin sie gehörten. Das Wichtigste, Allerwichtigste aber ist Erhaltung derartiger Denkmäler am Orte, wo sie entstanden und gewirkt haben. Dort gehören sie hin, dort wurzeln sie im Erdboden und bilden einen untrennbaren Teil des Landschaftsbildes.

Der Schutz des Landschaftsbildes ist oft gefordert worden und jetzt auch in Preußen, Hessen und anderen Staaten gesetzlich festgelegt: Gott sei Dank! Leider lindert das nicht den Schmerz über die unersetzlichen Verluste an idealen Gütern, die Kurzsichtigkeit und Pietätlosigkeit verursachten. Gibt es wirklich gar kein Mittel, landschaftlich reizvolle Gegenden als Nationalparks, wie es die Amerikaner zu tun pflegen, oder als städtische Erholungsheime rechtzeitig sicher zu stellen? Kein Jahr vergeht, ohne daß der Verwüstungsprozeß in unseren heimatlichen Gegenden fortschreitet: Wälder werden abgehauen, Seen zugeschüttet, Flußläufe verändert, das Bild der Landschaft verblaßt immer mehr. Trotzdem aber geschieht nichts. Soll es erst zu spät werden?

In den Städten schafft man mit Riesenkosten künstliche Parkanlagen, indes man draußen im Lande die herrlichsten Naturbilder mutwillig zerstört. Wem blutet nicht das Herz, wenn er sehen muß, wie ein ganzer alter Waldbestand mit einem Male abgeholzt wird und kahler Sandboden gähnt, wo früher schattige Spaziergänge sich boten! Die Waldverwüstung ist in der Mark jetzt an der Tagesordnung. Soll das so fortgehen, bis das Klima verschlechtert ist?

Doch was hilft das alles, wenn nicht der Geist des Volkes

von früh auf erzogen wird zur Liebe und Anhänglichkeit für das Wesen der Heimat? Wer deutsches Wesen fördern will, muß mit der Heimat beginnen, denn in der Heimat wurzelt Volksart und Vaterlandsliebe. Das Bild der Heimat und ihrer Eigenart kann deshalb nicht früh genug in die Herzen der Jugend gepflanzt werden: Heimatkunde muß einen unentbehrlichen Bestandteil des gesamten Unterrichts bilden. Ehe das Kind nicht genau weiß, wie seine Heimat beschaffen ist, sollte man ihm nicht mit der Geographie der Außenwelt kommen. Es genügt freilich nicht, schablonenhaft die Heimatkunde vorzutragen und auswendig lernen zu lassen, die Heimatkunde muß mit der Anschauung verbunden und auf Wanderungen gelehrt werden. Schauend muß das Kind seine Heimat kennen lernen. Dann wird sie ihm erst recht lebendig werden. Mit der Heimatkunde ist die Volkskunde innig verwandt. An Bergen und Burgen, an Wäldern und Fluren haftet die Sage, auch diese soll die Jugend kennen lernen. Lebt doch die eigentliche Geschichte vielfach nur in der Volksüberlieferung fort: die Namen der Städte und Dörfer, der Fluren und Wälder verraten heute noch die Abstammung der ältesten Ansiedler. Wald und Feld sprechen heute noch von den Tagen der Väter. Deshalb führe man die Kinder hinaus und lasse sie dieser Sprache lauschen. Natürlich soll auch die geschriebene Geschichte der Heimat gelehrt werden. Auch hier ist der Anschauungsunterricht wichtig.

Als Ergänzung der Geschichte wird auch die Volkssage, richtig ausgewählt und gemeinverständlich ohne Ausschmückung, vorgetragen, erzieherisch wirken. Der Lehrer muß es freilich verstehen, auszuwählen, das Wichtige vom Unwichtigen zu scheiden und die Sagen in natürlicher Weise zu erzählen. Schlicht, wie sie das Volk erzählte, muß er sie vortragen, dann verfehlen sie niemals ihre Wirkung auf das Kindergemüt. Alles Deuteln und Erklären ist überflüssig: die Sage muß und wird durch sich selbst wirken. Auch im dichterischen Gewande will ich die Sage im Jugendunterricht gelten lassen, wenn berufene Dichter sie mit Feingefühl dem Volksgeist nachgedichtet haben. Hübsche Schöpfungen haben Martin Greif, Simrock, Pfarrius, Justinus Kerner, Adelheid von Stolterfoth u. a. der Sagenwelt unseres Volkes nachgebildet. Auch hier findet der Lehrer manches anregende Gedicht, das sich, falls ähnliche Sagen (und Sagen kehren ja oft wieder) in der Nähe umlaufen, sehr wohl in den Heimatsunterricht eingliedern läßt.

Hauptsache ist und bleibt aber, daß zu dem lehrenden Worte sich

auch das Schauen geselle, daß die Jugend wandere und selbst die Orte der Sagen kennen lerne. Wandern, viel wandern, Land und Leute selbst schauen ist das beste Mittel gegen Nervosität und Überanstrengung des Gehirns. Die Sage lebt in der Natur, und nur dort versteht man sie recht. Darum, deutsche Jugend, wandere! Aber auch die Alten sollten nicht daheim bleiben, sondern die Schönheiten deutschen Landes aus eigener Anschauung kennen lernen. Das kann man aber nur mit dem Stab in der Hand. Es gibt so viele entzückende, vergessene Winkel in der Nähe und Ferne, wo das Menschenherz sich an Gottes Natur freuen kann: sucht sie auf und labet euch! Dort an diesen stillen Plätzen ist die Volkssage daheim, dort spinnt sie noch immer ihre Silberfäden um Busch und Baum, Berg und Tal wie einst.

Das ist der bleibende Wert der Sage für unser Volk, daß sie seinen Blick wieder hinlenkt auf das Altheimische, auf die Reize des eigenen Landes und lehrt, den Wert des Lebens im engeren Rahmen der Heimat zu suchen und zu finden.

Von jeher war die eigene Scholle der Völker festester Ankergrund. Völker, die Bestand haben wollen in den Stürmen der Zeit, müssen tief wie die alten Eichen wurzeln im Boden ihres Landes, in der treuen Heimaterde: deshalb rufe ich allen denen, die berufen sind zu lehren, mahnend zu: Gedenkt in erster Linie der Heimat!

Dank und Achtung gebührt aber auch dem Stande, der zäh die Überlieferungen der Vorzeit bewahrt hat, dem deutschen Bauernstande. Von ihm gilt, was ich in meinem Buche „Seelenland" aussprach:

In harter Zeiten schwerem Drang
Hast frisch du dir bewahrt
Die deutsche Sage, Sitt' und Sang
Und deiner Väter Art;
Was einst in Hütten und Palast
Als Volkslied widerklang,
Die Schätze wohl behütet hast
Du manch Jahrhundert lang.

Mein Bauernstand, bleib treu und fest,
Du trägst gar schwere Last,
Du Anker, der sein Schiff nicht läßt,
Der fester nur es faßt
In Sturmesdroh'n und Wetternot;
Du, Deutschlands erster Stand,
Halt aus, als letztes Aufgebot
Ruft dich das Vaterland!

V. Eine einheitliche kritische Sagensammlung.

Die deutsche Volkssage harrt noch ihrer wissenschaftlichen Erschließung. Seit die Brüder Grimm mit ihren „Deutschen Sagen" (1816) die erste wissenschaftliche Sammlung darboten, ist zwar eine ansehnliche Fülle deutscher Volkssagen im deutschen Stammes- und Sprachgebiete aufgefunden und veröffentlicht worden, aber die Art des Gebotenen und sein Wert ist sehr verschieden. Neben gewissenhaften Arbeiten finden sich zahlreiche dilettantische und unzuverlässige; je nach Fähigkeit und Findigkeit des Sammlers sind einzelne Gebiete reicher oder spärlicher vertreten. Der Gedanke einer alle deutschen Landschaften umfassenden, den vorhandenen Stoff kritisch sichtenden und übersichtlich gruppierenden allgemeinen Sagensammlung ist deshalb der baldigen Ausführung wohl wert. Zunächst gilt es also zu sammeln, was sich im deutschen Sprachgebiete an Sagen noch vorfindet. „Noch lange nicht genug ist die Wünschelrute auf heimatliche Sagen geschlagen, indes im raschen Lauf der Zeit die alten Geschichten unwiederbringlich auch aus den einfachen Kreisen, die sie bisher bewahrten, entschwinden. Schade darum. Es schlummert noch auf vielen unbetretenen, unerforschten Stätten manches Dornröschen, harrend dessen, der es wecken möchte. Glücklich, wem es vergönnt ist, in die Hecken des Traumlebens unseres Volkes hier und da einzudringen. Solche Arbeit ist schwer. Es gehört dazu namentlich eine vorsichtige, zart tastende Hand, ein ungekünstelt harmloses Wesen, wie's nur wenigen Begnadeten unter den Gebildeten zu bleiben pflegt," sagt Handtmann (Neue Sagen aus der Mark Brandenburg 3).

Erst dann, wenn ein umfassendes kritisches Sagenwerk vorliegt, wird das deutsche Volk erkennen, welches Gold reinen Gemütes in den Volkssagen heute noch verborgen liegt. Freilich, diese lockende Aufgabe ist schwer, denn die Volkssage ist ein feines Gewebe, sie will, wie Jakob Grimm in seiner „Deutschen Mythologie" (I, XII) sagt, „mit keuscher Hand gelesen und gebrochen sein. Wer sie hart angreift, dem wird sie die Blätter krümmen und ihren eigensten Duft vorenthalten. In ihr steckt ein solcher Fund reicher Entfaltung und Blüte, daß er, auch unvollständig mitgeteilt, in seinem natürlichen Schmuck genugtut." Wer Sagen aufzeichnen will, der nehme sie genau so auf, wie er sie erzählen hört; er hüte sich, etwas von Eigenem zuzusetzen. Selbst wenn die Sage, was ja angesichts der langen mündlichen Überlieferung wahrscheinlich ist, stark verstümmelt und unklar oder durch fremde Bestandteile entstellt ist, gebe man nur das Gehörte. Vermutungen und Deutungen, auch wenn sie noch so gelungen erscheinen, gehören nicht in den Text. Wo es nur irgend möglich, ist die Sprache des Volkes bis in alle Einzelheiten festzuhalten; es liegt gerade in scheinbaren Kleinigkeiten der Erzählung oft ein zarter Reiz, der für die Sage ist, was der Duft für die Blume bedeutet, man achte deshalb recht genau auf solche Feinheiten der Sprache, z. B. auf Stabreime, Binnenreime, ferner auf stilistische Eigenarten. Die Sage ist ein seidenes Gebilde.

Gerade weil die Sage, rein äußerlich betrachtet, der Form ent-

behrt, hat sie innerlich desto mehr Wohlklang, ich möchte sagen: verborgenen Rhythmus. Man muß Sagen laut lesen, dann erkennt man sofort am Klange, was echtes Volksgut ist: was voll tönt und Wohllaut hat, ist echt; klingt's aber blechern, dann ist fremdes, schlechtes Metall darin, das den Glockenklang der Volkssprache stört.

Wer vom Volkslied herkommt, dessen ganzes Wesen Musik ist, der weiß auch in der Sage den rechten Klang zu finden, obgleich er nicht in Noten faßbar ist.

Eine Sage, in der mit starken Klangmitteln (Stabreim usw.) gewürzten Volkssprache vernommen, wird weit lebendiger und unmittelbarer wirken, als wenn sie im hochdeutschen Gewande erscheint, in das sie der Erzähler aus dem Volke erst übertragen muß. Darum empfiehlt es sich, Sagen stets in der Mundart aufzuschreiben, in der sie erzählt werden. Die Mundart paßt so recht zur Sage, sie ist schmiegsamer und biegsamer als das Hochdeutsche und deshalb geeigneter, das Wesen der Sage zur Geltung zu bringen. Die Mundart ist drastischer in der Schilderung, klangvoller und in der Wortbildung weniger gehemmt, sie vermag deshalb sich dem Gedankengang des Sagenerzählers besser anzupassen als das Hochdeutsche, das dem sagenerzählenden Volke ferner steht. Um Hochdeutsch zu sprechen, muß das Volk erst sein Wesen übertragen, in der Mundart dagegen „snakt" es frei von der Leber weg: so muß es reden, wenn die Sage anschaulich vor dem Hörer erstehen soll. Der Sammler soll deshalb stets bemüht sein, die reinste Mundarterzählung zur Niederschrift zu bringen; wo ihm das jedoch nicht gelingt, sollte er wenigstens Eigenarten des Vortrags in Wort und Wendung festzuhalten suchen. Einzelne Forscher haben bereits recht hübsche Proben mundartlicher Sagen geliefert. Adalbert Kuhn hat in seinen Sagen aus Westfalen (1859) zahlreiche Sagen in der Mundart veröffentlicht; die Fassung hat dadurch sehr gewonnen, denn der Dialekt verleiht den Sagen etwas Anheimelndes, Anschauliches und Reizvolles. Auch Engelien und Lahn haben manche Volkssage der Mark Brandenburg in der Mundart wiedergegeben. Phonetische Genauigkeit wird bei den Niederschriften zunächst nicht verlangt; wenn nur ein ungefähres Bild der Volkssprache zu erlangen ist, so mag es für die Zwecke der Sagenforschung genügen.

Ein praktisches Hilfsmittel für den Sammler ist die Versendung von Fragebogen an Vertrauensmänner, die an der Hand dieses Bogens Umfragen in ihrem Kreise unternehmen. Mehrfach sind schon solche Fragebogen aufgestellt worden, am reichhaltigsten ist der von Professor Wossidlo in Waren (Mecklenburg) für die Sagenwelt Mecklenburgs entworfene Fragebogen. Hier sind nicht bloß die Sagenstoffe angegeben, sondern auch ins Ohr fallende Stichworte aus Sagen z. T. in der Mundart mitgeteilt. Das erleichtert dem Umfragenden die Arbeit. Als Probe dieses Fragebogens teile ich hier den Abschnitt mit, der die Sage vom wilden Jäger umfaßt: Sagen von der wilden Jagd. Wo ist kein bestimmter Name für den wilden Jäger üblich? Wo heißt er Helljäger? Wod', Woor, Waur, Waul? Kommt Fru Wod' vor? Wo Fru God', Fru Gosen, Fru Jootken, Mudder God'sch? Fru God' besudelt den Spinnwocken. Reime der Spinnerinnen: „Fru Gosen hett Kohl äten. . . . ." Darstellung der Fru God'

als Frau mit Roßäpfeln. Spielreim: wo wahnt Fru Gaus' (Waus', Ros', Roden)? Kort achter mi... Wann zieht die wilde Jagd? In den Zwölften? Wollbargsnacht? Weshalb jagt der Jäger? Wer jagt mit ihm? Luftjäger und Jerdjäger? Wie schützt man sich und sein Haus vor der wilden Jagd? Die Hunde beim Brot. Ein Hund bleibt zurück. Der Jäger jagt ein Kind, zwei weiße Frauen, eine Hirschkuh u.a. Er belohnt den Hilfreichen. (Menschenkeule, gelbe Birne, goldenes Hufeisen, Späne werden zu Gold, Acker bringt reiche Frucht.) usw. usw.

Die Hauptsache ist und bleibt, daß planmäßig und zielbewußt gesammelt wird: eine Landschaft muß von Dorf zu Dorf gründlich auf Sagen durchsucht werden. Diese seither nur selten betriebene gründliche Durchforschung wird sicher auch heute noch Ausbeute ergeben.

Angesichts der fortwährend schwindenden Volksüberlieferung darf das Sammeln nicht mehr länger aufgeschoben werden, es ist vielmehr sofort zu beginnen. Wer sammeln will, darf freilich nicht planlos verfahren, er muß sich auf eine bestimmte Landschaft beschränken, diese aber auch systematisch und genau durchforschen: kein Dorf darf übergangen werden. Zunächst besteht das Sammeln im Ausfragen namentlich älterer Leute; diese wissen am meisten, sind freilich scheu und zurückhaltend. Zunächst ist es nötig, das Vorurteil zu besiegen, mit dem jeder Volkskundesammler zu kämpfen hat. Das beste Mittel, dieses Mißtrauen zu überwinden, ist das, selbst zuerst Sagen zu erzählen. Sobald das Volk hört, daß man seiner Überlieferungen kundig ist, taut es auf; Kundige brechen das Schweigen und erzählen selbst. Nun ist der Bann gebrochen und es gilt so viel Sagengut als möglich festzulegen, damit es nicht den Schätzen gleich wieder versinke. Nicht immer ist die glückliche Stunde, wo die Schätze der Volkskunde „luttern" und gefaßt werden können.

Ausdauer gehört zum Sammeln. Nicht immer kehrt der Sammler mit Ausbeute heim: es ist eben schon vieles erloschen und mit den Trägern zu Grabe gegangen. Darum sammelt in die Scheunen, was noch auf dem Felde zu finden ist, denn es geht gegen den Abend! — Das nächste Ziel ist sodann die Herstellung einer kritischen Sammlung aller deutschen Sagen. Ihre Zahl ist schier unübersehbar, umfaßt doch die Meichesche Sammlung von Sagen des Königreichs Sachsen 1268 Sagen; in Mecklenburg hat Professor Wossidlo viele hundert Sagen gesammelt und sucht emsig weiter. Wahrlich, ein Riesenwerk harrt hier seiner Lösung.

Es gilt aus dem gewaltigen Haufen der bis jetzt gesammelten und vielfach weit zerstreuten Sagen das Bleibende zu gewinnen, und zwar durch ein kritisches Verfahren. Die Sagen sind nach Gruppen, die sich aus dem Inhalt ergeben, zu scheiden, und von jeder Sage ist die Überlieferung festzustellen, nach Alter und Glaubwürdigkeit zu rubrizieren. Dann ergibt sich eine klare Grundlage für die Textgestaltung: der reinste, von fremden Bestandteilen freie Wortlaut ist als der Archetypus (die Urgestalt) der Sage anzusehen, der Rest der Überlieferungen ergibt die Varianten, aus denen sich Ergänzungen des Archetypus ergeben können. Auf diese Weise wird der Sagenbestand von den end=

losen Wiederholungen befreit, die heute den Genuß mancher Sagensammlungen vergällen. Auch werden viele getrübte, verstümmelte und unkenntliche Sagen erst verständlich werden. Die Schönheit der Sage, die heute wie Gold durch Rost und Schimmel verdeckt ist, wird erst erkennbar, wenn sie von dem Wust schlechter Überlieferung befreit ist: die Schlacken fallen bei diesem Läuterungsprozesse zu Boden, das reine Edelmetall aber lacht uns entgegen. Wenn mit Geschick und Zartgefühl der Bestand der deutschen Volkssage in dieser Weise dargestellt ist, wird man in einem mäßigen Bande die Blüte deutschen Lebens und deutschen Gemüts, die in der Sage duftet, erst voll erkennen. Heute aber gleicht die deutsche Volkssage den Trümmerhaufen einer alten Burg, unter denen sich Dornröschens von Spinngeweb und Brombeerranken verhüllte Kemenate verbirgt.

VI. Schlußwort.

„Auf dem Herzen hab ich sie (die Volkslieder) getragen," schrieb der jugendliche Goethe, als er an Herder die Volkslieder schickte, die er auf seinen Streifereien im Elsaß gesammelt hatte.

Auf dem Herzen! Ja, dort ist der rechte Ort, wohin die gesamte Volkskunde gehört: nicht bloß das Lied, nein alles, was dem geistigen Schaffen unseres Volkes, solange es im Stande der Natur lebte, entsprungen ist. Die deutsche Volkskunde gehört ins Herz der Gesamtheit und jedes einzelnen aus unserem Volke: mit Liebe soll sie erfaßt, mit Liebe gehegt werden. Es liegt eine Welt von Seligkeit in unserer Volkskunde.

Auch die Sage, dies unscheinbare Naturkind, ist unendlich liebenswert in seiner unschuldigen Frische und Naivität, der die Mundart so gut steht. Man muß die Sage nur recht verstehen, sich in ihr Wesen hineingefunden haben, so wird man ihre feine und zarte Art liebgewinnen und sich an ihrem Schmelz erfreuen. Wie recht hatte doch Jakob Grimm, der gemütvolle Hesse, der sinnige Ergründer deutschen Seelenlebens, als er von der Volkssage sprach, die „mit keuscher Hand" gelesen sein wolle!

Die deutsche Volkssage ist ein Gebilde aus Luft und Licht und deshalb nur dem verständlich, der gewohnt ist, seine Seele im Freien, in Wind und Sonne gesund zu baden. Wie ein Volkslied in seinem vollsten Wohlklang nur ertönt im Freien, so ist auch die Sage ein Freiluftgebilde. Nur frischen Herzen offenbart sie ihre ganze Schönheit. Für Stubengelehrte ist die Volkssage nicht geschaffen. Es muß endlich mit der Vorstellung gebrochen werden, als sei die Volkskunde nur ein Stoff für Gelehrte, ein Fachstudium

wie so manche andere. Gott behüte die deutsche Volkskunde davor, daß sie jemals eine Fachwissenschaft werde, das wäre ihr Ende!

In der Volkskunde steckt mehr, als in einer Fachwissenschaft sich zusammenfindet, die deutsche Volkskunde enthält den Inbegriff deutschvölkischer Weltanschauung. Wie das Leuchtwort dieses Buches, das ich Panzers bayerischen Sagen entlehne, so schön ausspricht, handelt es sich bei der Volkskunde um die Erschließung des tief verschütteten Grundes unserer deutschen Anschauungs- und Denkweise.

Leider wird der Kreis, in dem die Volksüberlieferungen noch wurzeln, mit jedem Jahrzehnt kleiner, deshalb ist keine Zeit zu verlieren, wenn noch etwas gerettet werden soll. Längst ist die Volksüberlieferung aus den Städten verdrängt und ein Erbe des Bauernstandes geworden: aber auch hier droht ihr wachsende Gefahr, denn auch der Stand, der in der Scholle fest verankert ist, beginnt zu wanken. Der Glaube an das Erbteil der Väter ist nicht mehr so lebendig wie früher. Fremdartiger Tand wird höher geschätzt als das Eigene, das von alters hergebrachte Erbgut der Vorfahren. Das Herzensband, das Vergangenheit und Gegenwart verknüpfte, lockert sich immer mehr. Da ist es denn kein Wunder mehr, daß auch der Bauernstand langsam abstirbt oder sein Wesen ändert. Dieser Entwickelungsprozeß ist sehr bedauerlich: er bedeutet den Anfang vom Ende nicht bloß der deutschen Volkskunde.

Gedenken wir der Mahnung Riehls: „Die Masse des Volkes ist bei uns der Bauer. Dieser einzige Umstand verbürgt die Zukunft des deutschen Volkes. Aber wehe, wenn die Entartung, welche die Massen des Landvolkes bereits von außen angefressen hat, auch den guten inneren Kern erreicht!“ Wollen wir weiter ruhig zusehen? Säumet nicht länger, ihr alle, die ihr durch Rang und Besitz berufen seid, große geistige Werke der Nation zu fördern — eine große deutsche Aufgabe harrt ihrer Lösung! Handelt!

All meine Werke schließen sich aneinander wie die Blätter einer Seerose um ihren Blütenkelch, um mein Volk und meinen Gott. Ihnen gebührt die Ehre!

Sachregister.

Adel 60
Akkumulation 3
Alp 87
Alraun 90
Animismus (Seelenglaube) 26

Bäume 85
Bauopfer 51
Berge 66
Böckel, Otto. Seelenland 115
Brot 95
Brücken 35
Bücher, rätselhafte 14
Burgensagen 51 ff.

Denkmäler 11

Eisenbahnsagen 16
Elisabeth, Heilige 83
Erratische Blöcke 83

Felsen 83
Flurnamen 4
Fragebogen 117
Freischütz 89
Friedrich II., Kaiser 41
Fritz, der Alte 38. 40.
Fürstensagen 58

Georg, Heiliger 7
Gesang der Geister 54
Geschlechtersagen 60
Gewittersagen 77
Glockensagen 55
Glockengießer, Sage 5. 56
Goethe 64. 119
Grabsteine 12
Gräber 96
Grimm, Jakob 116
Gröben, Trommler von 62

Hausgeister 24
Heimatkunde im Unterricht 114
Heinrich IV., Kaiser 48
Hexen 91
Hexenmeister 88
Höhlen in Bergen 66
Holle, Frau 19
Humor 102
Hungerbrunnen 85

Jäger, wilder 75
Jakobspilger, Legende 7

Kaisersage, deutsche 40 ff.
Karl, Kaiser oder König 47 ff.
Kielmannsegge, Gräfin 64
Kirchen 54
Klöster 54
Korngeister 78
Krieg, der letzte 37
Kyffhäuser 41 ff.

Landgraf, der eiserne 97
Landschaft und Sagenbildung 65
Landschaftsbild, Schutz 112
Lebensbäume 86
Legenden 100
Lessing 65
Lindenschmidt 57
Literatur der deutschen Sage 105 ff.
Luftspiegelungen 10

Macbeth 5
Mäuseturm 6
Meersagen 70
Mittagsstunde 86
Mogk, Professor 2
Mundart und Sage 117
Museen 112 ff.
Mutterliebe in der Sage 92
Mythische Sagen 19

Napoleon I., 64
Naturdenkmäler, Erhaltung 111
Nebelsagen 73
Nixen 23

Perchta 19
Pflanzen 86

Quellen 84

Rattenfänger von Hameln 39
Recht, Leben im 98
Riehl 120
Riesen 14. 29
Rolandstandbilder 11
Rom, Graf von 6

Sage, Begriff 1
Sagensammlungen 104 ff.
Salomonisches Urteil 5
Schatzsagen 91
Schelm von Bergen 17
Schiffersagen 71
Schlachtfeldsagen 50
Schlangen 81
Schloßgeister 59
Schnellertsheer 77
Schwimmersage 5
Seelenglauben s. Animismus
Seen 69
Sickingen, Franz von 39
Springwurzel 92

Stabwunder 99
Staufenberger 26
Störtebecker 57
Straßburger Münster 54
Sümpfe 70
Suggestion 9

Tellsage 6
Teufel 34 ff.
Tierwelt in der Sage 79
Tod, personifiziert 28
Treue und Glauben 98

Vampirismus 87
Venediger 67
Volk, Begriff 1
Volksglaube 2. 102
Volkshumor 102
Volkskunde 2
Volkssitte und -sage 92

Wappensagen 60
Waldgeister 20
Wandersagen 4
Wartburg 16
Wassergeister 22
Wasserhose 10
Wechselbälge 33
Weibertreu, Burg 4
Weiße Frau 58
Weistümer 21
Weltende 36. 49
Werwölfe 80
Wohltätigkeit 97
Wünschelrute 92
Wüstemarken 10

Zaubersagen 86
Zwerge 30 ff.

Psychologie der Volksdichtung. Von Dr. Otto Böckel. 2. Aufl. Geh. M. 42.—, geb. M. 48.—

„...Dieses Buch ist so reichhaltig und dabei so übersichtlich klar geordnet und so schlicht anmutig ohne allen Gelehrsamkeitsdünkel und vielsprachigen Ballast geschrieben, daß es sicherlich sehr viele mit Freuden lesen werden.“ (Tägliche Rundschau.)

Die germanische Heldensage. Von Dr. J. W. Bruinier. (ANuG Bd. 486.) Kart. M. 14.—, geb. M. 18.—

Das Büchlein behandelt, auf selbständige Quellenuntersuchung zurückgehend, in anziehender Darstellung die geschichtliche Entwicklung der Hauptgruppen der germanischen Sagenstoffe. Überall sind die dichterischen Fassungen auch vom ästhetischen Standpunkte aus betrachtet.

Das Nibelungenlied. Von Prof. Dr. Josef Körner. (ANuG Bd. 591.) Kart. M. 14.—, geb. M. 18.—

Unterrichtet zusammenfassend nach der literarhistorischen Seite über Kunstform, Textüberlieferung und Stoffgestaltung und gibt andrerseits zum ersten Male eine ästhetische Würdigung der Dichtung hinsichtlich Motivverwertung, Charakteristik, Aufbau der Handlung wie der technischen und stilistischen Mittel der Darstellung.

Deutsche Heldensagen. Dem deutschen Volke und seiner Jugend wiedererzählt von Karl Heinrich Keck. I. Band: Gudrun und Nibelungen. Besorgt v. Oberl. Dr. B. Busse. 3. Aufl. [Neudruck u. d. Pr. 22] II. Band: Dietrich von Bern. Mit 5 Originallithograph. v. Robert Engels. 2. Aufl. Geb. M. 38.—

„Der echte Gehalt der Sage, die so viel poetisch Schönes und menschlich Ergreifendes einschließt, wird in lebendiger, sprachlich mustergültiger Weise wiedergegeben. Der schlichte Ton der Erzählung macht dieses Werk zu einem Volksbuche im besten Sinne des Wortes. In hohem Maße ist es geeignet, vor allem die Jugend in die Welt der deutschen Sagen einzuführen und sie mit den großen Heldengestalten der grauen Vorzeit bekannt und vertraut zu machen. Wir möchten das prächtige Sagenbuch im Besitze aller Volksbüchereien und in den Bibliotheken der höheren Schulen und Lehrerseminare wissen.“ (Rundschau auf d. Gebiete d. Jugend-, Volks- u. Geschenklit. f. kath. Eltern, Lehrer u. Erzieher.)

Germanische Mythologie. Von Prof. Dr. J. von Negelein. 3. Aufl. (ANuG Bd. 95.) Kart. M. 14.—, geb. M. 18.—

Ein anschauliches Bild germanischen Glaubenslebens unter steter Berücksichtigung der zugrunde liegenden psychologischen Motive.

Das deutsche Volksmärchen. Von Pfarrer K. Spieß. (ANuG Bd. 587.) Kart. M. 14.—, geb. M. 18.—

Will durch Zusammenstellung alles dessen, was die wissenschaftl. Beschäftigung mit dem Märchen bisher zutage gefördert hat, einen Einblick in den heutigen Stand der Märchenkunde ermöglichen.

Deutsches Märchenbuch. Von Rektor Prof. Dr. O. Dähnhardt. Mit vielen Abbildungen und Künstler-Steinzeichnungen von E. Kuithan. 2 Bde. 1. Bd. 5. Aufl. Geb. M. 28.—. 2. Bd. 4. Aufl. Geb. M. 30.—

„Deutsche Märchen! Welch holder Zauberklang tönt aus diesem Worte! Wie durch den Schlag der Wünschelrute ist eine ganz herrliche Wunderwelt vor unserer Seele aufgebaut.“ (Hess. Schulbl.)

Das deutsche Volkslied. Über Wesen und Werden des deutschen Volksgesanges. Von Dr. J. W. Bruinier. 6., völlig umgearbeitete und um Lieder aus dem großen Kriege verm. Aufl. (ANuG Bd. 7.) Kart. M. 14.—, geb. M. 18.—

Unter besonderer Berücksichtigung der im großen Kriege aufgekommenen Lieder, die in möglichst lebendigem Zusammenhang mit der Wirklichkeit gebracht sind, bietet die völlig umgearbeitete 6. Auflage eine umfassende mit einer Fülle von Beispielen belegte Darstellung des deutschen Volksliedes. Es schildert zunächst das Wesen des deutschen Volksgesanges und seine Pflege in der Gegenwart, um sodann die Anfänge des Volksliedes, den Heldensang, das geschichtliche und geistliche Volkslied, die spielmännischen Volkslieder und den Schreiber- und Reitergesang zu behandeln.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Preisänderung vorbehalten

...Eine glückliche Ergänzung der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt"... sind:

Teubners kleine Fachwörterbücher

Sie geben rasch und zuverlässig Auskunft auf jedem Spezialgebiete und lassen sich je nach den Interessen und den Mitteln des einzelnen nach und nach zu einer Enzyklopädie aller Wissenszweige erweitern.

„Teubners kleine Wörterbücher haben sich in kurzer Zeit bei Laien und Fachleuten den Ruf der Unentbehrlichkeit erworben. Die Bündigkeit und wissenschaftliche Sachlichkeit, mit der hier auf engem Raume eine Orientierung auf dem betreffenden Wissenschaftsgebiet geboten wird, ist erstaunlich." (Monatshefte für deutschen Unterricht.)

Bisher erschienen:

Philosophisches Wörterbuch von Studienrat Dr. P. Thormeyer 4., veränd. Aufl. (Bd. 4.) [U. d. Pr. 1930]

Psychologisches Wörterbuch von Privatdozent Dr. F. Giese. 2. Aufl. Mit 60 Fig. (Bd. 7.) Geb. *RM* 4.80

Wörterbuch zur deutschen Literatur von Oberstudienrat Dr. H. Röhl 2., veränd. Aufl. (Bd. 14.) [U. d. Pr. 1930]

Musikalisches Wörterbuch von Prof. Dr. H. J. Moser. (Bd. 12.) Geb. *RM* 3.20

Kunstgeschichtliches Wörterbuch von Dr. H. Vollmer. (Bd. 13.) Geb. *RM* 7.50

Physikalisches Wörterbuch von Prof. Dr. G. Berndt. Mit 81 Fig (Bd. 5.) Geb. *RM* 3.60

Chemisches Wörterbuch von Prof. Dr. H. Remy. Mit 15 Abb. u. 5 Tabellen. (Bd. 10/11.) Geb. *RM* 8.60

Geographisches Wörterbuch von Prof. Dr. O. Kende. Allgemeine Erdkunde. 2., vielfach verb. Aufl. Mit 81 Abb. (Bd. 8.) Geb. *RM* 6.—

Zoologisches Wörterbuch von Dr. Th. Knottnerus-Meyer. (Bd. 2.) Geb. *RM* 4.—

Botanisches Wörterbuch von Prof. Dr. O. Gerke. Mit 103 Abb. (Bd. 1.) Geb. *RM* 4.—

Wörterbuch der Warenkunde von Prof. Dr. M. Pietsch. (Bd. 3.) Geb. *RM* 4.60

Handelswörterbuch von Handelsschuldir. Dr. V. Sittel u. Justizrat Dr. M. Strauß. Zugleich fünfsprachiges Wörterbuch, zusammengestellt v. V. Armhaus, verpfl. Dolmetscher. (Bd. 9.) Geb. *RM* 4.60

Die Großmächte vor und nach dem Weltkriege

22. Aufl. d. „Großmächte" Rudolf Kjelléns. In Verb. mit Prof. Dr. H. Hassinger, Prof. Dr. O. Maull u. Prof. Dr. E. Obst hrsg. v. Prof. Dr. K. Haushofer. Mit 80 Textskizz. u. 1 Titelbild. Geh. RM 10.—, geb. RM 12.—

„Wenn irgendein Werk der Geopolitik, dieser jungen Wissenschaft, neue Freunde zu gewinnen vermag, so gewiß dieses; ist doch der Fernstehende im allgemeinen geneigt, zunächst nach ihrem praktischen Nutzen zu fragen, d. h. nach der Möglichkeit politischer Voraussagen, die sich aus geopolitischen Erkenntnissen ergeben. Und gerade an diesem Punkte hat sich Kjelléns Buch in seinen früheren Auflagen glänzend bewährt. Wir begrüßen aufrichtig den trefflichsten und umfassendsten Wegweiser in die politische Zukunft, den ‚neuen Kjellen'." **(Weser-Zeitung.)**

Sachwörterbuch der Deutschkunde

Unter Förderung durch die Deutsche Akademie hrsg. von W. Hofstaetter u. U. Peters. 2 Bde. Subskriptionspreis geb. je RM 27.— oder in 12 Monatsr. zu je RM 5.—, nach dem 1. 5. 30 Bd. I RM 31.—, Bd. II RM 34.— oder in 12 Monatsraten zu je RM 5.90. Ausführl. Bedingungen im Sonderprospekt.

„Erstmalig gelangt der deutsche Mensch allseitig, auch in seiner Beziehung zum Altertum und zu fremden Kulturen zu enzyklopädischer Erfassung. So ist ein nicht bloß für den Deutschlehrer bestimmtes Standardwerk, sondern ein auf der Höhe der gegenwärtigen Erkenntnis stehendes Nachschlagebuch über deutsche Dinge überhaupt, ja über alles Deutsche für den Gebildeten schlechtweg zustande gekommen."
(Dr. **Feldkeller** in „Leipziger Neueste Nachrichten".)

Die deutsche Malerei vom Rokoko bis zum Expressionismus

Von Prof. Dr. R. Hamann. Mit 362 Abb. u. 10 mehrfarb. Taf. Geh. RM 28.-, in Buckramleinen RM 36.-, in Halbleder geb. RM 45.-

Marburger Kunstbücher für Jedermann

Griechische Tempel — Olympische Kunst — Tempel Italiens
Deutsche Köpfe — Deutsches Ornament

Jeder Band m. 60 ganzseit. Abb. u. Einleit. kart RM 3.—, in Leinen RM 5.—
Malerei der Goethezeit. Sechzig ganzseitige Abb. mit einer Einleitung von K. Schauer. Kart. RM 4.—, in Leinen RM 6.—

Die amerikanische Dichtung der Gegenwart

Von Prof. Fr. Bruns. Geh. RM 4.80, geb. RM 6.40

Das Buch wird allen, die sich für Amerika, allen, die sich für moderne Dichtung interessieren, ein willkommener Führer sein.

Himmelsbild und Weltanschauung

im Wandel der Zeiten. Von Prof. Troels-Lund. Autorisierte vom Verf. durchges. Übersetzung von Dr. L. Bloch. Geb. RM 8.—

„Ein originaleres historisches Werk mit so reichem darstellerischen Reiz gibt es freilich nicht leicht.... Es ist eine Lust, sich in dieses anschauungsreiche und anschauliche, geist- und lebensvolle Werk zu vertiefen." **(Hamburger Fremdenblatt.)**

Die Körperform als Spiegel der Seele

Von Dr. W. Böhle. Mit 62 Photographien auf 7 Taf. u. 34 Zeichn. i. T. Geh. RM 12.40, geb. RM 15.—

„Das vorliegende Buch ist die wertvollste in den letzten Jahrzehnten erschienene physiognomische Veröffentlichung...." **(Die Umschau.)**

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Künstlerischer W

für Haus und

Te
Wohls
Die Sa
(RM 9.
(RM 6
Klein
Am W
schein

K. W
Wandsf
(60×45
„Göt
Einzelbi
Kind
Gerd
Auch ge
Der Li

„Die
friese v

Ferner f
„ ie s
„Schla

Zwei
Morg
tern
Postkarte
Rahmen
RM

Rud
Der
Weih
Diese
herzig

K
Cha

Aus
Füh

K
Postk
Gem
und
führl

Ve

